Nr. 475. 476. 20 Pfennig.

Meyers Volksbücher.

Bülow.

Novellenbuch.

VI. Deutsche Novellen.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.

Meyers Volksbücher.

Preis jeder Nummer 10 Pfennig.

Jedes Bändchen ist einzeln käuflich. Die neuesten Nummern enthalten:

Alexis, Willibald, Die Hosen des Herrn von Bredow. 1329 bis 1333.
Andersen, Bilderbuch ohne Bilder. 860.
Archenholz, Gemälde d. preußischen Armee vor und in dem Siebenjährigen Kriege. 840.
Ariosto, Der rasende Roland. I. 947—954.
— — II. 955—962.
Arndt, Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze. 1096.
Balzac, Malaga. 1203.
Bechstein, Märchenbuch. 1069—1071.
Bellamy, Ein Rückblick. 2000—1887. 830—833.
— Mit geschlossenen Augen. — Ein Schiffbruch. 1040.
Bendt, Technische Aufsätze. I. 1136.
— — II. 1191.
Bersezio, Seifenblase. 1095.
Braga, Dorfgeschichten. 1258.
Brehm, Die Elefanten. 1255.
— Die Fische. 1027.
— Die Insekten. 1025.
— Die Kriechtiere und Lurche. 1026.
— Die Pferde und Esel. 1056.
Brehm, D. Rinder. 1189. 1190.
— Die Säugetiere. 1015.
— Die Vögel. 1016.
— Wild- u. Hauskatzen. 1278.
Bret Harte, s. Harte.
Burnett, Der kleine Lord. 1117—1119.
Caballero, Andalusische Novellen. 849 bis 851.
Calderon, Der Arzt seiner Ehre. 921. 922.
— Das Leben ein Traum. 906. 907.
— Der Richter von Zalamea. 908. 909.
— D. wundertätige Magus. 923. 924.
Castelnuovo, Teresinas Zopf. — Giovanninos Bein. 1160.
Coppée, Novellen. 912. 913.
— Die Rivalinnen. 1181.
Corneille, Cinna. 1246. 1247.
Csiky, Die geschiedene Frau. 1200—1202.
Darwin, Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. I. 1311 bis 1319.
— — II. 1320—1328.
— Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. I. 1292—1296.
— — II. 1297—1301.
Daudet, Fromont jun. und Risler senior. 855—858.
— Skizzen. 1159.
Dickens, David Copperfield. I. 861—868.
— II. 869—876.
— Das Heimchen am Herde. 1178. 1179.
— Die Silvesterglocken. 1219. 1220.
— Der Weihnachtsabend. 1157. 1158.
Duden, Orthographisches Wörterverzeichnis der deutschen Sprache. 1289. 1290.
Eberhard, Hannchen und die Küchlein. 979. 980.
Einhard (Eginhard), Leben Kaiser Karls des Großen. 854.
Erckmann-Chatrian, Waterloo. 1060—1063.
Farina, Pikbube. – Der Tyrann im Seebade. 1198. 1199.
Ferrari, Medizin für ein krankes Mädchen. 1268.
Fischart, Das Jesuitenhütlein. 1055.
Forster, Ansichten vom Niederrhein zc. 926—933.
Fränkel, Uhlands Leben und Werke. 1037.
Gerhardt, Ausgew. Dichtungen. 936. 937.

(Fortsetzung siehe 3. Umschlagseite.)

Meyers Volksbücher.

Aus

Bülows Novellenbuch.

VI. Deutsche Novellen.

Die vier Ketzermönche in Bern. – Der erste Bärenhäuter. – Der stolze Welcher. – Die Spinnstube. Der deutsche Hans. – Schmelzers Prüfungen. – Die alte Thörin.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.

Die vier Ketzermönche in Bern.

In dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung wuchsen die zwei Orden der Prediger und der Barfüßer heftig aneinander der Empfängnis Mariä halb. Die Barfüßer hielten dafür, sie wäre rein ohne alle Erbsünde und Makel, die Prediger darwider, sie wäre wie andre Menschen in Erbsünde empfangen.

Wie nun viel deswegen verhandelt und zu Heidelberg ein Disputaz darum angeschlagen und vorgenommen ward, so kam es am Ende so weit, daß die Prediger sich unterfingen, ihre Sache und Meinung mit falschen Wundern hinauszuführen.

Doktor Wigandus, ein Prädikant und Predigermönch, schrieb ein Büchlein wider die reine Empfängnis Mariä, beschuldigte darin die heiligen Väter, daß sie allzumal geirrt hätten, und ward darum nach Rom beschieden. Das Kapitel zu Wimpffen faßte aber fünfzehnhundertsechs den Beschluß zu falschen Mirakeln und bedachte die Aufsuchung eines füglichen Ortes dazu. Vor Frankfurt scheuten sie sich wegen der fremden Kaufleute, die ihnen ihren faulen Anschlag abmerken möchten, Nürnberg gedeuchte sie zu ihrer Phantasei auch zu listig. Also ward Bern in der Schweiz dazu erkoren, weil das bäurische Volk allda fromm, einfältig und ungelehrt sei und ihnen, wo ihre Sache fehlschlüge, sie mit Gewalt schützen und wahr machen hülfe. Es unterzogen sich des Anschlages vier Predigermönche der Observanz zu Bern, die Obersten im Kloster, Prior, Superior, Prädikant und Schaffner, deren Namen ungenannt bleiben mögen, weil sie christlicher Namen unwürdig sind, und begannen fleißig, Fug und Mittel zu suchen, am ehesten zu den fürgenommenen Wunderzeichen zu kommen. Um daß dies desto füglicher geschehe, beschwuren sie, weil einer von ihnen ein Schwarzkünstler war, den Teufel, der ihnen in eines Mohren Gestalt erschien, sich mit ihnen berat-

schlagte und ihnen seinen Beistand zusagte, indem sie sich ihm mit ihrem eignen Blute verschrieben.

Es begab sich zudem, daß ein einfältiger Schneiderknecht, dreiundzwanzig Jahre alt, als Laienbruder in den Orden aufgenommen zu werden bat und, wiewohl es ihm abgeschlagen wurde, die Väter doch so andächtig bedeutete, wie er nicht mit leerer Hand käme, sondern dreiundfünfzig Gulden und etlichen Damast und rote Seiden hätte, daß er sie erweichte, und daß sie untereinander beredeten, den Fisch nicht aus dem Garne zu lassen, der, wie es ihnen gedeuchte, um seiner groben Einfältigkeit willen zu ihrem Vorhaben ungemein tauglich wär'. Sie nahmen ihn also nach reiflichem Vorbedachte willig bei sich auf und sein Geld in ihre Hände und begannen an dem heiligen Dreikönigstage tausendfünfhundertsieben mit Steinwerfen, Rumpeln und dergleichen gespenstigen Gebärden seine Thorheit zu versuchen, daß er darob sich entsetzte und des Morgens den Vieren klagte. Sobald sie nun sahen, daß sich die Sache schicken wollte, bereiteten sie ihm ein Loch in des Schaffners Zell', daran er lag, hingen darein ein Glöcklein, das er, so ihm etwas zustieße, läuten sollte, und gaben ihm auch Weihwasser und andres Heiligtum in seine Zelle. Darauf kam eines Nachts am Freitage vor Sankt Mathiastag der Superior, in ein weiß Leilach als ein Geist verhüllt, mit großem Ungestüm in die Zell', so daß dem Bruder vor Zagen der Schweiß über den Leib abrann, schlug das Kistlein, das der Bruder in seiner Zell' hatte, oft auf und zu, zog ihm seine Decke ab, daß er in großen Ängsten in seinem Ordenskleide bloß liegen blieb und vor Not das Glöcklein läutete, trat noch baß zu ihm und griff ihm an den Hals, so daß der Bruder benötigt sprach: „Helf' dir Gott und seine milde Mutter, wann ich dir nicht helfen mag." — Es antwortete der falsche Geist: „O, Sohn und Diener Gottes! Du und deine Brüder vermögen es, mir zu helfen. Wenn du dich vier Tage bis auf das Blut mit Ruten streichest, wenn du mir acht Messen in Sankt Johannis Kapelle lesen lässest, und wenn du mit ausgebreiteten Armen allweg dahinterliegest und, so oft du ein Paternoster betest, die Erde küssest, wird mir geholfen."

Diese Disziplin bedünkte dem Bruder schwer, doch wollt' er es an seine Väter bringen, was der Geist zufrieden war, der ihm verkündigte, er solle seine Wiederkunft am nächsten Freitage zwischen neun und zehn Uhr mit großem Sturme gewärtigen, sich

aber nicht irren lassen, denn die Teufel, die ihn selbst quälten, würden ihm als einem Heiligen keinen Schaden thun. Mit diesen Worten ließ der falsche Geist den Bruder in seinem Schweißbad liegen und rumpelte davon mit Freuden, daß er den Einfältigen so meisterlich geäffet hatte, in guter Hoffnung, der Anfang würde sich zum Ende nach ihrem Willen schicken.

Am Morgen erzählte der arme thörichte Bruder die ganze Geschichte gar ernstlich den Vieren und begehrte Erlösung des Geistes durch Beistand zur Buße, den sie ihm, als die solchen Anschlag angezettelt hatten, gern verwilligten. Da ward aufgepaukt und erhub sich ein merkliches Sagen und Zulaufen von dem Geiste und von der Buße. Der Prediger Doktor Steffan fing an, davon zu predigen, legte den Geist und die Buße aus, wie ein so selig Wesen in ihrer Observanz wäre, daß dieser Geist Hilfe bei ihnen suchte, dagegen ein üppiges, verruchtes und unbeschlossenes Barfüßerleben sonderlich in Bern, deren Kappen allzeit nach Wein röchen, und die da in Schimpf und Schande versunken lägen, und erreichte mit seinen Worten so viel, daß gegen den Barfüßerorden ein großer Groll im Volke erwuchs, dagegen ein mehrerer Zufall derer zu den Predigern, die den heiligen Mann täglich sahen hinter der Messe auf der Erden liegen. Die Prediger hegten unter andern auch das Geschleck, daß die große Brüderschaft Sankt Jakobs zu Bern von den Barfüßern solle zu ihnen gelegt werden.

Darnach wurden die vier Anstifter dieser wunderbarlichen Historie eins, daß Doktor Steffan in der Beichte des Bruders Wissen, Willen und Einfältigkeit, wie auch sein hingebracht Leben erfahren sollte; zuvor aber, ob er an dem Geiste zweifle. Der Bruder trug keinen Zweifel, sondern blieb beständig in seiner Einfalt, und sie richteten auf die besprochene Nacht weiter zu und brachten in des Bruders und in die nächsten Zellen das heilige Sakrament mit Weihwasser, Lichtern und dergleichen Heiligtum vom heiligen Kreuz. Der Prior sprach über die Zelle etliche Gebete und vermahnte den Bruder, daß er ein Herz faßte, keck wär' und sich nicht entsetzte, denn diesmal wollten sie erfahren, ob es ein guter oder ein böser Geist sei.

Als nun alle Dinge verordnet waren, begab es sich am Freitage zu Nacht um die anberaumte Stunde, daß der falsche Geist mit andern bösen dazu beschwornen Geistern ungestüm zu aller Entsetzen in das Kloster kam und nach langem grausamen Rum-

peln sich in des Bruders Zelle fügte. Der Bruder hub ihn beim Leiden Christi zu beschwören an, daß er rede, und der Geist sprach: „O, Bruder! es ist nicht not, mich zu beschwören, sondern vielmehr die bösen Geister, so bei mir und um mich sind und mich quälen.“ Der Bruder beschwor darauf in seiner Einfalt diese und hielt dem Geiste etliche Fragen vor, die er unbeantwortet ließ, indem er sich eine lange Historie zu erzählen anschickte, wie er ein Meister der Schrift auf der hohen Schule zu Paris gewesen, nachmals Priester geworden und in den Orden in dies Konvent gekommen wäre, darinnen man ihn in kurzer Zeit zum Prior gemacht hätte, wobei er den Namen eines längst verstorbenen Priors angab; wie er aber, bald seines Amtes wieder entsetzt, aus Zorn gen Paris zurückgezogen, daselbst einstmals in einer bösen Gesellschaft aus dem Kloster gestiegen und in fremder Kleidung angetastet, ungebeichtet erstochen worden wäre, aus welchem Grunde, und weil er wegen einer Ehefrau in Bann geraten, die er oft heimlich in das Kloster gelockt hätte, er diese Not und Strafe gegenwärtig erduldete. Der falsche Geist zeigte überdies einige Menschen an, die tief im Fegefeuer säßen, und berichtete, wie trotzdem, daß den Mönchen nichts Schädlicheres wäre denn Eigentum, in diesem Kloster doch noch ein Bruder etliche gekrümmte Pfennige besäße, welche die Teufel vor Freude oft zählten. Er sagte dies, damit ihm desto mehr Glauben gegeben würde, wenn er Heimlichkeiten offenbarte und das Verborgene anzeigte, und verschuf des Morgens, daß die Pfennige in des Priors Zelle gelegt wurden, dem das Eigentum nicht schädlich war. Weiter dankte der Geist dem Bruder und den Vätern, was sie schon Gutes an ihm gethan hätten, und sagte ihnen, wo die Väter noch dreißig Messen und vier Vigilien für ihn läsen und der Bruder sich noch eins bis auf das Blut mit Ruten peitschte, so würde er von der Pein, die er nun schon hundertsechzig Jahr' erlitten hätte, erlöset werden.

Verdrießlich wäre es, alle Phantasei zu erzählen, die der falsche Geist mit den Brüdern verhandelte. Sie haben sie selbst aufgezeichnet in Hoffnung, ob ihnen die Sache geriete, sie als eine chronikwürdige Historie im Druck ausgehen zu lassen. So hat sich aber das Blatt gewendet, und ihre eigne Handschrift hat sie verraten und ohne ihren Willen mit Schanden in die Chronik gebracht. Der Geist erhub auch dem Bruder den Predigerorden über alle andern und sagte zu ihm: „Obgleich etliche diesem

Orden um Sankt Thomas willen abgünstig waren, der da, die Wahrheit bekennend, lehrte, daß Maria in Erbsünde empfangen sei, so sind doch viele derselben dafür im Fegefeuer gestraft, als Doktor Alexander de Haleas, desgleichen der subtile Lehrer Johann Scotus, beide Barfüßerordens. Auch sollst du wissen, daß die Stadt Bern in Kürze untergehen wird, weil sie die unsern Vätern in diesen Stücken zuwiderhandelnden Barfüßer nicht vertreibt und eine jährliche Pension des Königs von Frankreich nimmt." Ferner sprach der gedachte Geist: „Der Teufel hat dich einmal angefochten, du solltest von diesem Orden zu den Kartäusern steigen; wo dies aber geschehen wäre, hätten dich fünf schwarze Katzen zerrissen, woraus du des Ordens Heiligkeit abnehmen sollst. Du liefst auch einmal im Rheine zu ertrinken Gefahr, und da ist dir eine heilige Jungfrau zu Hilfe gekommen, die ich dir nicht nennen will, weil sie dir selbst erscheinen wird."

Diese zwei Dinge kamen von dem Doktor Steffan, der sie von dem Bruder in der Beichte erhalten hatte. Mit dem gesegnete der Geist den Bruder mit Danksagung seiner Erlösung, gab vor, sowie er in den siebenten Chor der Engel käme, wollt' er Messe lesen für alle seine Gutthaten, und verschwand.

Doktor Steffan setzte den Bruder wiederum zur Rede, was er von diesem Geiste hielte. Und als er vernahm, daß die Sache noch recht stünde, und daß er den Betrug noch nicht merkte, gab er ihm einen Brief, mit dem großen Kreuze verzeichnet, darin die nachfolgenden Fragen begriffen waren:

Zum ersten sollte er vom Geiste erkundigen, wie es um Papst Alexander stünde, der da zu Ferrara einen Predigermönch, Hieronymus genannt, als einen Ketzer hatte verbrennen lassen? zum andern, ob unsre Frau in Erbsünde empfangen wäre oder nicht? zum dritten, welcher künftig im Kapitel des Ordens Obermeister sein würde? und noch andre mit Fleiß übergangne sechs Fragen.

In der bestimmten Nacht kam der eine in weißem Frauengewande vor des Bruders Bett, zu ihm sprechend, daß er sich auf die Ankunft Marias zur Mettenzeit bereiten solle, sie würde ihm alle Dinge und Fragstücke berichten, des Geistes dürfe er aber nimmermehr gewärtig stehen, der sei in ewiger Ruh'. Gefragt, wer sie wäre, antwortete sie dem Bruder: „Ich bin Sankta Barbara, der du fleißig gedienet hast. Mir ist von Doktor Steffans Brief wohl bewußt, ich will ihn der Jungfrau Maria bringen, und er wird wunderbarlich verzeichnet an einer sichern heiligen

Statt gefunden werden." Sie ging mit dem Briefe hinweg, den sie getroffener Abrede nach in das Sakramenthäuslein, mit Blut bestrichen, legte.

Der Bruder läutete sein Glöcklein, sobald er allein war, und mit großer Freude verkündigte der einfältige Gauch den Anstiftern, wie ihm Sankta Barbara erschienen, und wie er unsrer Frauen gewärtig wäre. Er begehrte deshalb Doktor Steffan zu beichten, um sich Marias Zukunft würdig zu machen, und hieß den Brief an heiliger Statt suchen, wohin ihn Sankta Barbara getragen hätte.

Sie suchten den Brief hin und her, bis sie ihn in dem Sakramenthäuslein fanden, trugen ihn mit großer Herrlichkeit auf den Fronaltar und gaben vor, er wäre mit dem Blute Christi versiegelt, aus seiner Seite geflossen, und die Kerzen hätten sich wunderbarlicherweise selbst angezündet.

Um die Mettenzeit erschien dem Bruder die falsche Maria, mit weißer Kleidung angethan, ein seltsam Gespenst, die Lichter entzündeten sich von selbst, und sie erklärte unter vielen andern Aufträgen Christi an den Bruder, daß Papst Julius der heilige Mann wäre, durch den die zwei widerwärtigen Orden verglichen und reformiert werden sollten, und daß dieser das Fest der befleckten Empfängnis Mariä aufrichten würde; auch sprach sie, sie wolle diesem Papste ein Kreuz, mit drei Blutstropfen ihres Sohnes bezeichnet, zu Urkund ihrer Erbsünde zuschicken, und man werde im Sakramenthäuslein noch ein mit fünf Blutstropfen besprengtes Kreuz finden, das bei diesem Kloster bleiben solle. Sie gab auch dem Bruder ein rein blutig Tüchlein, von dem Blute der Seiten Christi besprengt, und einen Brief, den sollten drei Mönche aus dreien Konventen, aus Nürnberg, Basel und Bern, dem Papste überantworten. Es geschahe überdem viel Sagens und Schreibens zu dieser Zeit von denen Dingen.

Nach gemeldeter Offenbarung hatte die gemachte Maria ein lang Gespräch mit dem Bruder, was er weiter von ihrem Sohne begehrte, und zu einem Zeugnis aller der Dinge sprach sie: „Recke deine Hand her und nimm das Wunderzeichen in sie, zu einem Exempel der ganzen Christenheit", und drückte ihm damit, ob er sich gleich etwas sperrte, einen scharfen Nagel durch seine Hand aus, also daß der Bruder vor Schmerzen schrie: „O Maria!" Sie antwortete: „Heiliger Bruder! Diese göttliche Gnade hast du durch dein fünf Jahre lang gethanes Gebet erlangt, und du

sollt dich ihrer nicht schämen. Diese Wunde wird dir zweimal im Jahre, an dem Karfreitage und an meines Sohnes Fronleichnamstag, erneuert." Sie gab ihm eine Arznei zu der Wunde und verhieß ihm Ablaß vom Papste Julius mit dem Befehl, daß er sonst demütig im Herzen bliebe, nicht viel rede, einig von der Welt abgesondert wohne und alle Tage drei Stunden bete, worauf sie sich seinen Blicken entzog.

Da stießen die vier Ketzermönche die Köpfe zusammen, daß ihnen ihr Anschlag so weidlich von statten ging, und gedachten erst aus dem Bruder einen ganzen Herrgott oder Franziskus zu machen; sie richteten ein Wasser durch Zauberei zu, das, eingenommen, den Bruder aller seiner Sinne und seiner Vernunft so weit beraubte, daß sie ihm mit einem andern Ätzwasser die andern vier Wunden an Händen, Leib und Füßen eindrücken konnten; mit einem dritten Wasser wußten sie ihn aber alsdann wieder zu sich selbst zu bringen.

Als nun der Bruder mit Verwunderung die andern vier Wunden sahe, da gaben sie vor, sie hätten etwas Heiliges bei ihm gesehen und gehört, und es hätte ihm ohne Zweifel göttliche Offenbarung solche Wunden geschlagen und eingedrückt.

Indem kam das Geschrei in der Stadt aus, und wollte jedermann den neuen Herrgott sehen. Sie gaben ihm ein eignes Stüblein ein und unterrichteten ihn, wie er sich vor den Leuten gebärden sollte, wiewohl sie doch niemand mit dem Bruder reden oder ihn allein sehen ließen, weil sie vor seinen ungeschickten oder unförmlichen Antworten Scheu trugen. So sie nun jemand, daran ihnen etwas gelegen war, diesen heiligen Mann wollten sehen lassen, mußte der arme Bruder die Passion spielen und gleichwie ein Gaukler mit dem Himmelreiche dem Volke ein Spektakel machen. Zuletzt gaben sie ihm einen Trank ein, darob er schäumte und mit Christus aus großer Andacht mit dem Tode rang, und so es ihnen Zeit bedeuchte, gaben sie ihm den andern Trank ein, der ihn labte und gänzlich wieder zu sich brachte, wonach das Spiel ein Ende hatte, mit dem sie des Volkes Glauben und Geld an sich kauften und wegen Bonaventura, Thomas von Aquino, Bernhard und dem vom Papste Alexander verbrannten Hieronymus zu Ferrara der lügenhaften ferneren Erscheinungen die Menge auftreten ließen.

Eines Nachts kleidete sich Doktor Steffan an und erschien dem Bruder mit vielen Worten also, daß ein Argwohn in ihm zu

erwachsen begann, die Sache möge nicht gar recht zugehen, und daß Doktor Steffan mit Schanden von ihm weichen mußte. Bald darauf rüstete sich der Prior in seiner Mummerei und Schönbart, grüßte den Bruder und sprach: „Ich bin Maria, an der du die vordere Nacht gezweifelt hast. Damit du alles Argwohnes frei seiest, so nimm den Fronleichnam meines Sohnes hin, auf daß du fürderhin glaubest, daß ich kein Gespenst sei.“ Sie reichte ihm eine gefärbte Hostie und fügte hinzu: „Mehr bringe ich dir ein Gläslein voll seines kostbarlichen Blutes, damit ich dich und dies Kloster begaben will“, womit die Väter eine große Wallfahrt aufzurichten vermeinten.

Nun wollte dem Bruder die Sache aber nicht mehr gefallen, und er sprach: „Bist du kein Gespenst, so bete mir das Vaterunser und Ave Maria.“ Der Prior fing anstatt Marias zu beten an, und als er sprach: „Vergib uns unsre Schuld“, erklärte er: „Dies ist eine Urkunde, daß ich in Sünden empfangen bin. Gegrüßet bin ich Maria, voll Gnaden, der Herr ist mit mir.“

Der Bruder erkannte die Stimme und ergrimmte. Er zückte ein Messer, womit er den Prior in den rechten Schenkel stach. Der Prior erwischte zwar eine Platte von der Wand und warf sie nach dem Bruder; aber der Bruder stellte sich zur Wehr, weshalb Maria schmählich von dannen fliehen mußte.

Der Superior tröstete seinen Gesellen, der halbtot war, vermeinte, er wollte der Sache recht thun, erschien dem Bruder, als wär' er Sankta Katharina von Siena, um ihn seiner an Maria begangenen ungläubigen Sitten willen zu strafen, und sprach: „Ich soll dir verkündigen, daß du die rechten Wunden Christi an deinem Leibe hast, die weder ich noch Sankt Franziskus habe.“ Sie redete auch noch mehrere Worte zu ihm, doch der Bruder wies sie dermaßen von sich, daß sie ihm nicht ferner erschien.

Es ängstigte die vier Mönche, die Sache wäre zu weit gekommen. Sie konnten mit diesem Bauren-Herrgott nicht mehr zurück, der Bruder wollte nicht mehr Narr sein, und so fand Doktor Steffan einen Sinn und sprach zu ihm, es wäre wahr, daß sie etliche betrügliche Erscheinungen, allein bloß darum gemacht hätten, ihn in seiner Andacht zu erhalten, jedoch wäre die Sache an sich selbst gerecht, und er sollte sowenig zweifeln wie sie, er hätte seine Wunden von Gott. „Sintemal“, sagte er ferner, „wir dies aus deinem Geheiß und Willen in das Volk gebleuet haben und du wolltest schwanken, so brächtest du dich und uns in Angst, in

Spott und Not. Bleibest du aber beständig, so wird dir und uns großer Nutzen daraus entstehen, die wir die vier Obersten sind und thun und lassen mögen, was uns gefällt. Deshalb hilf dir und uns, die Sache ist angefangen und stehet gut, bringe du sie zu einem erwünschten Ende hinaus."

Mit solchen und vielen andern Worten erweichten sie den einfältigen Bruder, daß er sich in ihren Willen ergab, des sie sich hoch erfreuten, indem sie verhofften, die Sache wollte noch recht thun und gut werden. So ein arm Ding ist es um einen Menschen, der sich selbst überlassen bleibt, daß nichts so arg und so ungereimt zu denken ist, das er nicht auch thäte, wie wir hier an diesem Bruder und an den vier Mönchen sehen, darinnen wir unsern Jammer und unser Elend beweinen sollen, weil sie unsre Brüder, unser Fleisch und Blut, ja eben aus dem Kote, um nichts besser oder böser denn wir gemacht sind und kein so greulich Laster ist, das ein Mensch thun kann, das nicht ein andrer auch thun könnte.

Die Väter erdachten behend eine List, gaben dem Bruder den Trank ein, heilten ihm seine Wunden, daß allein rote blutfarbne Narben verblieben, und setzten ihn nach langer Unterrichtung knieend auf den Altar in unserer lieben Frauen Kapelle vor ein zugerichtetes Vesperbild. Da stand Doktor Steffan hinter einem Vorzug und redete durch ein Röhrlein in der Person Christi zu Maria also: „Mutter, was weinest du? Hab' ich dir nicht versprochen, daß dein Wille geschehe?" Das Bild Mariä antwortete hinwieder: „Ich weine darum, daß dieser Sache kein Austrag gemacht wird." Da sprach das Bild Christi: „Glaube, Mutter, sie wird geoffenbart." Solche Worte hörte der vor dem Bilde knieende Bruder, in Kraft des Trankes ganz unbeweglich und erstarrt, als wär' er verzückt. Doktor Steffan stahl sich bald aus der Kapelle hinaus und verriegelte sie. Inzwischen hatten sie alte Weiber verordnet, die ein Geläuf machten und das Geschrei in der ganzen Stadt ausbreiteten, daß unsere Frau zu den Predigern weinete und redete. Wie nun deshalb ein großes Zulaufen entstand, kamen auch die vier Mönche mit Verwunderung hinzu, gleich als wüßten sie nichts davon, geboten, die Kapelle aufzuschließen, gingen zu dem Bruder, ihn fragend, wie er dahin gekommen wär', und was dies bedeutete. Der Bruder antwortete, ein Geist wäre ihm in seiner Andacht erschienen, und das Bild hätte geredet, auch möchte er nicht von dannen gehen, es kämen

denn die vier Obersten der Stadt, mit denen er zu reden hätte, und er empfinge denn zuvor das heilige Sakrament.

Man schickte alsbald nach den vier Obersten der Stadt aus, zu denen der Bruder sprach, unsere Frau beweine den elenden Untergang der Stadt Bern, der darum bevorstehe, weil sie vom Könige von Frankreich Pension nähmen und die Barfüßer nicht austrieben, die ein ungeistlich Wesen führten und ihr die erlogene Ehre gäben, die sie weder bedürfe, noch begehre, daß sie nämlich ohne Erbsünde empfangen wäre.

Die Herren schwiegen darauf, und es war von den Vätern angestellt, im Angesichte ihrer und des Volkes den Bruder im Sakramente zu vergeben, damit ihre Sache verschwiegen bliebe und er heilig geachtet würde, wo dann ihre Glocke gegossen gewesen wäre. Der Bruder ahndete indessen Böses, er wollte die gefärbten, vergifteten Hostien nicht einnehmen, die, wie sie sagten, wunderbarlich also von dem Blute Christi besprengt wären, und sie reichten ihm eine andre dar, die empfing er und ließ sich mit Herrlichkeit in das Chor führen.

Der Bruder wurde mit den Vieren vor den Rat beschickt, der sich alle Dinge von ihm bestätigen ließ; den Vieren begann aber zu schwindeln und zu grauen, und sie hielten einen engen Rat, wie sie es angreifen wollten, sintemal der Bruder ihren Betrug wüßte und sie in großer Sorgen stehen müßten, er verriete sie, weil er auch auf dem Altare gemerkt hätte, daß sie ihn vergeben wollten.

Um kürzlich davon zu reden, so vermeint' ihn der eine einzusperren und zu verhungern, der andre zu ertränken, dieser mit Gift zu vergeben, jener zu erstechen oder zu erwürgen. Jedoch vernahm der Bruder diesen Anschlag gegen sein Leben, allwo er nach Gottes Schickung heimlich an einem Orte still verborgen war und also gewarnet wurde, wenn er sich auch ängstlich fürchtete. Die Väter brachen ihm täglich an seiner Speise ab, damit er einem geistlichen Märtyrer gleich sähe; das wollte aber den Bruder baß verdrießen, und er schlich sich dereinst den Vieren nach, die er weltlich in seine nach dem Kloster gebrachte Seide gekleidet, bei schönen Frauen sitzend und Kapaunen prassend fand, so daß sie ob seines Anblicks erschrocken davonliefen, wiewohl Doktor Steffan die Frauen bei ihm für seine Schwestern gelten ließ. Der Bruder hatte nun erst den Brei gar verschüttet, weil sie gedachten, er hätte schon allzuviel gesehen, und es wäre Zeit,

daß sie ihm zusetzten. Sie gaben ihm ein mit zerdrückten Spinnen vergiftetes Kraut, das ihm aus Gottes Willen ohne Schaden blieb, denn wie sie vermeinten, das Kraut hätte nicht Gift genug gehabt, und es an einer Katze versuchten, starb sie alsobald. Der Prior brachte ihm ferner eine vergiftete Suppe, die der Bruder aber nicht essen wollte, sondern fünf jungen Wölfen, die sie im Kloster hatten, vorschüttete, welche darauf ihr Leben ließen.

Zum dritten stießen sie ihm gewaltsam ein vergiftetes Sakrament in den Hals, das er wieder von sich brach, und das Blut schwitzte, als es auf einen Schemel fiel, so daß sie des übel erschraken und den Schemel mit dem Sakrament in den Ofen warfen, um beides zu verbrennen, darüber aber ein so großes Ungestüm im Kloster erregten, daß sie beinahe verzagten und sprachen: „O, weh! was haben wir gethan?“ Desungeachtet ließen sie nicht ab, schmiedeten den Bruder an eine Kette und zwickten ihn mit glühenden Zangen, mit Eidespflicht ihn zwingend, zu schweigen, was er ihnen aus großer Marter auf das höchste verhieß.

Derweil der Bruder jedennoch merkte, daß sie ihm täglich nach dem Leben stellten, ward ihm die Sache am Ende gar zu schwer, und er suchte aus dem Kloster zu entrinnen, was er in kurzem bewerkstellte, indem er seine Kappe von sich warf und nach wie vor sein Handwerk trieb, auch die Sache und das Bubenstück nicht allein dem Rate, sondern jedermann eröffnete. Die Väter wurden des vor den Rat belangt und gegeneinander verhört, der Unglimpf und die Schuld dem Bruder gegeben, damit sie leichtlich entrönnen, weil die Herren nicht eben bereit waren, schnelle Hand an geistliche Personen zu legen, und weil sie sich vor dem Verbrennen hüteten.

Der Orden machte sich hiernächst auf und schickte eine Legation, nämlich den Doktor Steffan und den Superior, gen Rom, damit der Papst ihre Sache bestätige und niemand darwider reden dürfe. Inzwischen hielt man den Bruder in Haft und erkundigte an ihm ernstlich allen Grund der Sache, wiewohl der Bruder, auf beiden Seiten hinkend, etliche Stücke bestätigte, etliche verwarf und den Orden nicht ganz schänden wollte.

Die Zween kamen von Rom zurück der guten Hoffnung, ihr Handel stünde wohl. Der Provinzial und der Prior von Basel übten sich auch hart, daß sie diese baufällige Sache herstellten und allen Unglimpf auf den Bruder wendeten. Aber als man die Viere festsetzte und in Eisen schmiedete, nahmen die beiden hinter

der Thüre Urlaub, daß die Kugel sich nicht auch auf sie wälze. Die Stadt Bern schickte selbst nach Rom und begehrte einen ordentlichen Richter, der nach Gebrauch Rechtens förmlich verführe und der Sache einen Austrag machte, des sich Papst Julius nicht weigerte, der ihnen zu Willen dreien Bischöfen und dem Prediger Provinzial darin alle Gewalt übertrug.

Als die Väter nunmehr gefangen zur Marter und strengen Frage geführt worden waren, bedeutete der Provinzial des Predigerordens den Doktor Steffan mit aufgelegtem Finger auf seinen Mund, er sollte nicht bekennen, weil ihn selbst die Sache, der er wohl bewußt sein mochte, nah' betraf. Ein Bischof versah sich aber dieses Zeichens und stieß ihn aus dem Gericht, des er zu Kostnitz vor Leid starb.

Die vier Mönche bekannten unerhörte Dinge auf der Folter, und man schickte zu dem Papste Julius um weitere Vollmacht gen Rom. Indessen streckte man auch den Bruder, der alles beichtete, was von Anfang herein mit ihm vorgenommen worden war. Seine Aussagen wurden in zweiundzwanzig Artikel zusammengefaßt und handelten: von seiner Aufnahme, von den falschen Offenbarungen und Erscheinungen, der Zauberei, den Schmerzen und Plagen, die man ihm angethan, und den Anschlägen, die man wider sein Leben gerichtet hatte; von dem Zwiespalte des Ordens mit den Barfüßern, seiner Meinung von der befleckten Empfängnis Mariä und seiner Absicht, sich eine nützliche Wallfahrt zuzurichten; von dem Bankette Doktor Steffans mit schönen Frauen, der da in dreien Jahren in keine Messe gekommen wär', und den der Bruder dereinst in Weibskleidern in seiner Zelle betroffen hätte, woher ihm der Argwohn von den Bübereien gekommen wär'; von dem ihm durch den Provinzial gegebenen Befehl, den Vätern in allen Stücken folgsam zu sein; von einem Diebstahle von fünfhundert Pfunden, den der Superior am Kloster begangen hätte; und endlich von der Vermutung des Bruders, daß die heilige Katharina von Siena mit ihren fünf Wunden mit gleicher Phantasei möchte betrogen worden sein.

Zu diesen Mären kam die Legation von Rom an, mit voller Gewalt bekleidet, in der Sache zu handeln. Man zog die vier Väter abermals in ein strenges peinliches Verhör. Die Bischöfe begehrten zwar das eigentliche aufgeschriebene Geständnis allein dem Papste zu erläutern; dies ward ihnen aber nicht bewilliget, es mußte auch acht Ratsherren eröffnet und zu wissen gethan

werden, und nach öffentlicher Abnahme der priesterlichen Würde wurden die vier Missethäter in Gegenwart einer großen Menge Volkes am letzten Tage des Maien im Jahre fünfzehnhundertneun zu Bern auf einer Matten als Ketzer zu Pulver gebrannt, dagegen man den Bruder fernerer Haft und Strafe ledig erachtete.

Der erste Bärenhäuter.

Die, so den Ursprung des deutschen Schandnamens Bärenhäuter aushecken wollen, haben vermeint, daß vor alten Zeiten, da die alten Deutschen noch auf allerhand Häuten geschlafen, diejenigen spottweise mit diesem Namen benannt worden sind, die aus Faulheit immerhin auf ihrer Bärenhaut liegen blieben und nie etwas Tapferes auszurichten begehrten. Es mag dies wohl sein, denn wer gedenkt so weit hinaus, daß er Nachricht davon geben könnte! Aber auf dem Schlosse Hohen-Roth hat sich ein altes Gemälde befunden mit nachfolgendem Bericht, woraus dieser Name entsprungen sei.

Im Jahre dreizehnhundertsechsundneunzig, als Sigismundus, damaliger ungarischer König, von den Türken bei Nicopolis geschlagen worden war, ist ein deutscher Landsknecht aus der Schlacht in einen Wald entronnen und darin verirret.

Weil er nun noch dazu keinen Herrn, keinen Krieg, kein Geld und auch keine Hantierung oder sonst ein Mittel wußte, sich inskünftige zu ernähren, so hatte er allerhand schwermütige Gedanken.

Da erschien ihm von ohngefähr, und ehe er sich's versah, ein abscheuliches Gespenst oder Geist, gleichviel ob es der böse Feind selber gewesen ist oder nicht, und sagte, wenn er ihm dienen wollte, so wollte er ihm Gelds genug geben und ihn endlich gar zu einem Herrn machen. — „O ja", antwortete der Landsknecht; „aber mit dem Beding, daß mir solche Dienste an meiner Seligkeit nicht schädlich seien." — „Ich muß nur aber auch zuvor sehen", sagte der Geist, „was du kannst, und was du für einen Mut habest, damit ich mein Geld nicht umsonst ausgebe."

Indem er solches redete, kam ein großer, ungeheurer Bär dahergelaufen. „Diesen“, sagte der Geist, „schieße vor den Kopf.“ Der Landsknecht war nicht unbehend, sondern traf den Bär auf die Nase, daß er über und über purzelte. Sobald dies geschehen war, fing der Geist oder das Gespenst an, mit ihm zu verhandeln, und sprach: „Wenn du mir dienen willst, so mußt du mir sieben Jahre zu dienen versprechen, unterweilen alle Nächte eine Stunde Schildwacht um Mitternacht stehen, deine Haare und den Bart weder kämmen, noch wie auch die Nägel nicht abschneiden, die Nase nicht schneuzen, deine Hände und das Angesicht nicht waschen, diese Bärenhaut anstatt eines Mantels und Bettes brauchen und niemals ein Vaterunser beten. Hingegen will ich dich mit Kommißbrot, Bier, Tabak und Branntwein versehen, daß du keinen Mangel haben sollst, und nach den sieben Jahren einen solchen Kerl aus dir machen, daß du dich über dich selbst wirst verwundern müssen.“ Der Landsknecht ging alles ein und sagte zum Geist: „Alles, was du mir zu unterlassen geboten hast, habe ich von Natur mein Lebtage niemals gern gethan, ich wasche mich nicht gern, ich schneuze und kämme mich nicht gern, und ich bete auch nicht gern.“

Nach geschlossenem Handel begehrte der Geist des Landsknechtes Namen zu wissen, um ihn in seine Rolle, die er bei sich hatte, einzuschreiben. Als derselbe aber eines Heiligen Namen nannte, sagte der Geist: „Dieser taugt mir nicht. Du sollst Bärenhäuter heißen wegen der Bärenhaut, damit du heute bist begabt worden.“ Darauf zog er dem Bären die Haut ab, machte seinem Neugebornen einen Mantel daraus und führte ihn mitsamt derselben Haut und all seiner übrigen Bagage durch die Wolken auf sein Lusthaus dahin, welches öde Schloß von dieser wunderbaren Fahrt seinen Namen bekommen haben soll.

Daselbst versah der Landsknecht seine siebenjährigen Dienste und wurde in dieser Zeit von Haut, Haar, Bart und Nägeln ein so abscheulicher Unflat, daß er dem Geiste selbst ähnlicher sah als einem vernünftigen Menschen, der nach Gottes herrlichem Ebenbild erschaffen worden, sonderlich wenn er anstatt eines ehrbaren Mantels seine liebliche Bärenhaut um sich hatte. Denn seine Haare wurden lauter Höllenzöpfe, die ihm um die Achseln herumhingen wie indianische Schafschwänze. Sein Bart war von allerlei Unlust ineinander gepicht wie ein grober Filzhut. Seine Nägel hatten eine Gestalt wie Adlersklauen,

und sein Angesicht lag so voller mistigem Unflat, daß man dem gemeinen Sprichworte nach gar wohl hätte Rübsamen hineinsäen können.

Nachdem er nun die sieben Jahre beinahe überstanden hatte, kam der Geist von sich selbst und deutete ihm an, daß es an der Zeit sei, einmal mit ihm abzurechnen und ihm der Gebühr nach auszuzahlen. Doch steckte er ihm zuvor seine Hosensäcke voller Dukaten und Pistolen und befahl ihm, sich lustig zu machen und kein Geld zu sparen, sondern zu thun und zu lassen, was seinem Herzen geliebte und dem Gelde wehe thäte. Nur gebot er ihm aber, damit dergestalt zu verfahren, daß er aus den Schranken des getroffenen Übereinkommens und seiner bisherigen Gewohnheit nicht schreiten sollte, weil seine sieben Jahre, für die sie sich zusammen verbunden hätten, noch nicht vollkommen verflossen wären.

Der Landsknecht gehorsamte dem Geiste; da ihn aber wegen seiner greulichen Abscheulichkeit niemand aufnehmen wollte, so wurde er traurig. Eines Tages wies ihn unter anderen auch ein Wirt von seiner Thüre ab, dessen Gewerbe es war, Fremden um die Gebühr Kost und Herberge mitzuteilen. Der Bärenhäuter zeigte ihm jedoch aus dem einen Hosensack eine Handvoll Dukaten und aus dem andern eine Handvoll Dublonen und wurde sofort ein willkommener Gast. Der Wirt räumte ihm ein besonderes Zimmer ein und traktierte ihn auch darin absonderlich, damit andere Gäste ob seiner häßlichen Gestalt kein Abscheuens haben, noch ihm seinetwegen die Herberge in ein bös Geschrei bringen sollten.

In diesem Zimmer mästete sich denn der Bärenhäuter von des Geistes Gelde aus, bis derselbe einen edlen Herrn vom Lande auf der Reise begriffen zu sein wußte, der in der nämlichen Herberge einkehren würde.

Da kam er bei Nacht und malte in dem Zimmer lauter Konterfeis nach dem Leben der berühmtesten Menschen, so seit Erschaffung der Welt gelebt hatten: als des Kains, Lamechs, Nimrods, Ninus, Zoroasters, der Helena, der trojanischen und griechischen Fürsten, nicht weniger des Sesostris, Nebuchadnezars, Cyrus, Alexanders des Großen, Julius Cäsars, Neros, Caligulas, Mahommeds und anderer; ja sogar auch die Bildnisse derjenigen, so noch in die Welt kommen sollten, als der Widerchristen und dergleichen.

Der Wirt verwunderte sich darüber nicht unbillig, vornehmlich

als der Bärenhäuter vorgab, er hätte diese Gemälde selbst verfertigt. Als nun aber der angeregte edle Herr gegen Abend seine Herberge dort nahm und seinen Wirt, der ihm bekannt war, fragte: „Was Neues?“ erzählte ihm derselbe alles, was er von seinem seltsamen Gaste wußte und nicht wußte, nämlich seinen wunderlichen Aufzug, seine große Kunst in der Malerei, und daß er Geldes vollauf hätte. Der Herr antwortete: „Ich muß dies ungewöhnliche Wunder morgen auch sehen, sonst werde ich Euch, was Ihr mir gesagt, schwerlich glauben.“

Wie er hierauf nächsten Morgens früh selber sah, was er gehört hatte, befand sich zwischen ihm und dem Wirte kein anderer Unterschied, als daß er die Kunst der Malerei besser verstand und sich dannenher auch beides über die kunstreiche Hand und die Arbeit selbst mehreres verwunderte, deren Vollendung in Wahrheit unvergleichlich war. Indem er nunmehr wahrnahm, daß viele der Konterfeis den künstlichen Altertümern glichen, die er allbereit anderswo gesehen hatte, so glaubte er, daß die übrigen auch denen gleich sähen, deren Bildnisse sie vorstellten, und die ihm bisher noch nicht vor Augen gestellt worden waren. Er fragte den Bärenhäuter, ob er solche Arbeit gemacht hätte? und derselbe fragte ihn hinwiederum: „Wer sonst?“ Der Herr aber sagte hierauf: „So mußt du viel wissen, wenn du auch die Gestalten der künftigen Menschen zu entwerfen weißt.“ Der Bärenhäuter entgegnete ihm: „Allerdings weiß ich mehr, wie mancher vermeint.“ Der Edelmann fragte abermals: „Wer bist du?“ — und jener antwortete wieder: „Ich bin der Oberst Bärenhäuter, ein Soldat von Fortun', und habe mich neulich im Kriege wider den Türken brauchen lassen.“ Weil nun dieses ein neuer und noch kein schändlicher Name war, so fragte der Edelmann desselben auch nicht weiter bei dem Fremden nach. Er sagte vielmehr: „Ich habe drei Töchter von gleich schöner Gestalt, welche auch ihre Mutter ihrer Ähnlichkeit wegen oft selbst voreinander nicht kennt. Ich will dich solche sehen lassen. Wirst du nun wissen, welches die älteste, die mittlere und die jüngste sei, so will ich dir eine davon zum Weibe geben, welche du unter ihnen haben willst. Wo nicht, so sollst du samt deinem Vermögen mir zum Eigentum verfallen sein.“ Da der Bärenhäuter mit diesem Vorschlage zufrieden war, so nahm ihn der alte Herr mit heim, um ihn seine Töchter zu solchem Ende sehen zu lassen.

Der Geist aber erschien dem Bärenhäuter wieder und sagte zu ihm: „Du mußt wissen, daß der Herr auf solche Fälle die jüngste in die Mitte und die älteste auf die linke, die mittlere aber an ihre rechte Seite zu stellen pflegt."

Als er denn nun auf diesen Unterricht sagen konnte, welches die erste, die andere und die dritte war, und zumalen die jüngste zum Weib begehrte, so schwur der Herr alsbald: Er wollte sein Wort halten, wie es einem ehrlichen Kavalier gebührte; Gott gebe! was die Mutter dazu sagte, und wie sich sein Kind dazu bequemte. Er wollte zwar auch die Hochzeit gleich vor sich gehen lassen, ehe ein ander Gewirr drein käme. Aber der Bärenhäuter war dem entgegen und wendete, wiewohl mit dem Versprechen, bald wiederzukommen, andere Geschäfte vor. Demzufolge er, nachdem er einen kostbaren Ring, der hierzu gemacht war, voneinander geschraubt und ein Teil davon seiner Braut gegeben hatte, seines Weges ging.

Die Jungfrau Hochzeiterin kleidete sich nach diesen Ereignissen vor Traurigkeit schwarz und wünschte vergeblich, lieber allein zu leben, als sich mit dem abscheulichen Bärenhäuter zu verehelichen. Aber was half ihr alles, was sie that: ihr Herr Vater wollt's also haben. Ihre Schwestern gönnten ihr diese Heirat, verspotteten sie täglich wegen ihres schönen Hochzeiters und erneuerten damit stündlich und täglich die Wunden ihres ohnedies traurigen Herzens, welches sie doch alles mit Geduld überwand.

Der Geist kam hingegen wieder und führte den Bärenhäuter in den Rhein ins Bad. Er richtete ihm daselbst seine Haare zu, beschor selbige samt dem garstigen Bart auf die neue Mode und zierte ihn durch besondern Anstrich dergestalt auf, daß er dem schönsten Kavaliere glich. „Jetzt gehe hin nach N.", sagte er am Ende zu ihm, „rüste dich wie ein rechter ehrlicher Obrister aus und lebe wie ein Herr. Ich will meine Schätze aufthun, die ich hier herum vergraben habe, und dir Geldes genug dazu geben."

Der Bärenhäuter war desto gehorsamer, je weniger ihm ein erwünschterer Befehl hätte kommen können, und er hielt sich mit schönen Pferden, herrlichen Kutschen, köstlichen Kleidern und vielen Dienern, Livree wie ein Großvezier.

Als es dann dem Geiste Zeit zu sein deuchte, stellte er sich wieder ein und sagte zu ihm: „Jetzt fahre hin und vollführe deine Heirat." Ja, damit er desto reicher erscheinen konnte,

füllte er ihm beide Kutschkisten voller Geld, welches er ihm zur Beschuldigung sowohl als zum Heiratsgute mitgab.

Also machte sich hiernächst der Bärenhäuter auf die Reise und schickte einen Trompeter voraus, seinem künftigen Schwäher, neben Vermeldung seines Dienstes und Grußes, anzuzeigen, daß ein sittlicher Kavalier auf dem Wege begriffen wäre, ihm zuzusprechen und seinem Frauenzimmer gebührend aufzuwarten, mit einem Worte, eine von seinen Töchtern zum Gemahle zu begehren, wofern er anders gelitten werden möchte und keine Ungelegenheit verursachte.

Er bekam darauf die höfliche Antwort, daß er ein lieber Gast sein würde. Und so ist er dann mit seinem Gefolge prächtig eingezogen und wohl empfangen, auch zu Bezeigung mehrerer Willfährigkeit oben an die Tafel zwischen beide älteste Töchter gesetzt worden.

Diese zwei Schwestern hatten sich trefflich geschmückt, um ihm zu gefallen, weil eine jede in der Hoffnung stand, ihn zu bekommen. Die jüngste dahingegen behalf sich unten an der Tafel wie ein Turteltäublein, das sein Gemahl verloren hat, sintemal sie als eine Versprochene keine Hoffnung schöpfen durfte, diesem ansehnlichen Herrn sich zuerteilt zu sehen. Ihre Schwestern gaben ihr auch deswegen mit den Augen manchen hämischen Blick und mit Worten manchen empfindlichen und verächtlichen Stich, der ihr tief in das Herz einschnitt.

Als nun aber der Bärenhäuter nach Vorweisung seines vielen Geldes das Jawort und unter den Töchtern von Vater und Mutter die Wahl erhielt, derweil noch jede der ältesten Schwestern festiglich meinte, die von ihm Auserkorene zu sein, offenbarte er sich plötzlich der jüngsten durch ein Stück des voneinander geschraubten Ringes, von dem er ihr hiebevor ein Teil zugestellt hatte.

So hoch nun die jüngste Schwester solchergestalt erfreut wurde, so sehr erschraken dagegen die beiden ältesten, als sie sich ihrer Hoffnungen so jählings beraubt sahen. Sie wurden so bestürzt, daß sie nicht mehr wußten, was sie thaten, und ihre Eltern wurden so erfreut über der einen Tochter Glück, daß sie der andern beiden Anliegen nicht wahrnahmen, welche zugleich von der Scham vor ihrer Schwester und von dem Neide gegen sie dermaßen angefochten wurden, daß die eine sich selbst erhenkte, die andere aber sich in einen Brunnen stürzte.

„Also nun“, sagte der Geist, der dem Bärenhäuter ganz fröh-

lich erschien, „haben wir miteinander ausgefischt. Du hast eine und ich zwei von den Töchtern bekommen, die hiebevor ihr Vater manchem ehrlichen Kavalier versagte.“

Der stolze Melcher.

Zur Zeit der Kirschenernte des sechzehnhundertdreiundachtzigsten Jahres trieb sich ein junger Bauersmann unweit seines am Oberrheine gelegenen Dorfes auf einem Spaziergange im Freien herum. Die ungewöhnlich große Hitze nötigte ihn, in einen lustigen Busch abzutreten, der in dem verwichenen langwierigen Kriege aufkommen war und neben der Straße einen guten Acker mit seinem grünen Überzuge zur halben Wildnis gemacht und noch waldmäßig überdunkelt hatte, um sich daselbst hin in das frische Gras unter den Schatten niederzulegen. Er gehorsamte, wie billig, weil es eben ein Ruhetag war, und las indessen für die Langeweile den Hirnschleifer, ob er vielleicht das seinige, also auf der Bärenhaut liegend, ohne fernere Mühe und Arbeit ausbilden und glätten möchte, damit es schiene, als hätte er's in seinem dummen Kopfe auch hin und wieder in der Welt herumgetragen und allerhand Siebensachen wie in ein Felleisen hineingepackt oder alles, was ein weiser erfahrner Mann wissen soll, gleichsam wie in ein Schreibtäflein notiert und mit mancherlei Wissenschaften in der Fremde ausgeziert.

In solchem eifrigen Fleiße lag er schier so lange auf einer Seite, bis das grüne Gras ganz gelb unter ihm wurde. Er wußte nachher selbst nicht, ob er darüber entschlief oder nicht, so herzentzückend und sanft that ihm seine Einbildung: daß er zugleich ruhen und geschickt werden, zugleich faulenzen und studieren könnte. Unangesehen ihm sein Herz sagte, daß er die Hände anders anlegen, ein Ding selbst in der Fremde erfahren und alles mit seinen eigenen Augen sehen müßte, sofern er anders ein eigentliches und rechtschaffenes Wissen haben und erlangen wollte. Und diese innerliche Einsprechung erweckte sehr nahe bei ihm eine Begierde, ja schier einen festen Vorsatz, eine weite Reise in die Ferne zu wagen, als wozu sich täglich Gelegenheiten an-

boten, eine solche vermittelst des Kriegswesens ohne sonderliche Unkosten zu vollbringen. Er kam in solchen Gedanken ganz außer sich selbst und blieb doch selber da. Was ihn aber wieder aus seinem Schlafe oder der Entzückung erweckte, war ein Gespräch drei unterschiedlicher Männer, so die Straße herkamen und ihr Geplauder miteinander hatten. Der eine war ein Savoyer, der andere ein fremder Handwerksgesell, der Sprache nach aus dem Gebirge, das die Schweiz von Italien scheidet, und der dritte ein Landsmann des jungen Burschen und zwar eines reichen Bauern ungeratener Sohn, der stolze Melcher genannt, den sein Vater letztverwichene Weihnachten, um besser **mores** zu lernen, zum Nachbar Lorenz als Knecht verdingt gehabt hatte, aus welchem Dienste er aber entsprungen und in den Krieg gegangen war. Alle drei zogen nicht feiertäglich auf, ob es gleich, wie schon gedacht, eben Feiertag war, und überdies marschierte der letztere gar matt und elend an einem Stecken daher.

Es stand gerade an dem Busch, darinnen der junge Landmann lag, zwischen ihm und dem Wege, den die Wanderer herkamen, ein Baum voll madiger Kirschen, die teils vor Fäule bereits herunterzufallen begunnten. Unter demselben bot ihnen der Schatten eine bequeme Ruhestatt, und der Savoyer legte sich am ersten, wiewohl er noch, unangesehen seines Alters, der frischeste von den dreien war. Anstatt: „Das walt' Gott!" sagte er, als er die Augen über sich hob und die halbfaulen Kirschen auf dem Baume sah, deren jede mit einem oder zwei lebendigen Würmlein gespickt war: „Hol' das Teufel die Franzoskrieg! Hier ist besser Land für die arme Bettelmann als der Holland für das Franzos brave Soldat."

Der entlaufene Bauersohn sah so bleich und abgemergelt drein, daß sein Landsmann im Busche nicht ersinnen konnte, ob er vor Krankheit, Hunger oder Mattigkeit sich nicht niederlegen konnte oder mochte, denn er wußte noch nicht, wo denselben der Schuh drückte, und daß er von allen diesen drei Qualen zugleich angefochten wurde. Der Handwerksgesell sagte zu ihm: „Nun, Bruder, du hast vorlängst und also auch vor einer kurzen Weile erst so einen Haufen gut Dings von dem Reichtume deiner Eltern, die in diesem Dorfe wohnen sollen, aufgeschnitten; warum gehen wir denn nicht vollends hinein, uns bei ihnen, wie du Vertröstung gegeben, zu erquicken?" — „Ach, Bruder", antwortete der stolze Melcher, „ich schäme mich in Wahrheit vor mir und meinen

Eltern selbst, in diesem meinem erbärmlichen Zustande gleichsam wie ein elender Gutleutmann in das Dorf zu gehen; vornehmlich aber, weil ich mir vorgesetzt hatte und bei meiner Abreise von jedermann bedrohentlich verabschiedet war, in dasselbe bei meiner Wiederkunft als ein ansehnlicher Edelmann einzureiten und darin als ein Herr zu herrschen. Deswegen, mein Bruder, bitte ich dich, thue doch so viel an mir und gehe hinein, frage nach des Schulzen Klaus Gürge Haus, denn derselbe ist mein Vater, und sage zu meiner Mutter, doch daß es beileibe der Vater nicht hört, ihr Melcher sei da. Sag ihr auch, sie solle herkommen und mir mein alt Wams wie ein weiß Hemde samt meinen alltäglichen Hosen und ein Paar Strümpfe mitbringen. Ich weiß, sie wird gleich mit dir laufen, wenn sie anders nicht auch für mich ein Pferd oder gar einen Karch mitnimmt. Wann ich mich dann anders angethan habe, so wollen wir mit ihr heim, und da will ich dir halten, was ich dir schon vor zwanzig Meilen gesprochen habe."

Der Handwerksgesell nahm diesen Auftrag zu verrichten an und zottelte damit dem Dorfe zu. Der junge Bauersmann im Busch gedachte: „Gehe nur hin, du wirst willkommen sein wie eine Sau in eines Juden Haus und sowenig ausrichten als der Hagel in den Stoppeln", sintemal er die Bäurin, seines Landsmanns Mutter, als den Abschaum aller bösen giftigen Weiber kannte, die da, seit sich ihr Sohn unterhalten lassen wollen, tausendmal geschworen hatte: ihr Melcher, der lose Vogel, solle ihr Lebtage ihr nicht mehr unter die Augen kommen. Dennoch fand er sich betrogen, denn die Affenliebe des mütterlichen Herzens und die Freude über die unversehene Wiederkunft des verlorenen Sohnes machte für diesmal die Schärfe ihres gewöhnlichen Stiles um etwas stumpf, also daß der Abgesandte nicht allzu bissig empfangen wurde, wenn er sich eben auch keines absonderlich angenehmen Botenlohnes zu erfreuen hatte.

Inzwischen hielt sich der Nachbar an seinem heimlichen Orte noch verborgen, um dort der Mutter Ankunft, sie möchte nun zu Pferde, zu Fuß oder zu Karch erfolgen, zu erwarten und zu vernehmen, mit was für Umständen sie ihren Sohn empfahen würde; sich einbildend, gleichwie sie ihm, seit er hinweggezogen, wohl tausend mütterliche Segen von der Gattung nachgesprochen habe, welche wieder niederzureißen pflegen, was der väterliche auferbaut, also würde es auch anjetzt schlechtes Bezeigen mütter-

licher Zuneigung setzen. Der Savoyer stieg nach den Kirschen, welche wider den gemeinen Lauf der Natur anfingen zu faulen, nachdem sie zuvor lebendig worden waren. Der verlorne Sohn aber gebärdete sich fortwährend so jämmerlich, daß der verborgene Zuschauer bei sich über ihn gedachte: „Hoho, Kerl! haben dich die seltsamen und übeln Läufe unserer Zeit auf diese Weise züchtigen, demütigen und zurechtbringen müssen? jetzt wirst du das stete Spielen und Trinken in den Wirtshäusern, das nächtliche Kälbergeschrei und Jöhlen auf der Gasse, dein gewöhnliches Saufen und Schlagen auf dem Kegel- und Tanzplatze einmal unterweges lassen und anderen ehrlichen Leuten weder mehr in Gärten und Güter, solche zu bestehlen und zu verderben, noch in die Häuser steigen, ihre Mägde und Töchter zu verführen. Nun wirst du weder Vater, Mutter noch Freunde mehr trillen, pochen, trutzen, noch bedrohen, dich unterhalten zu lassen. Denn mich dünkt, deine Lust am Kriege sei gebüßt, dein unleidsamer Übermut sei vergangen, deine flegelhafte Hoffart sei verschwunden, dein boshafter ausgelassener Mutwille sei gedämpft und erloschen. Kurz, du wirst in Holland so geschmeidig gemacht worden sein, als ob du gar in Amsterdam im Zuchthause gewesen wärest; denn deine ansehnliche von dir erlangte Beute wird dir die ganze Zeit deines Lebens und vielleicht auch nach dem Tode so wohl bekommen und ebenso nötig gewesen sein, als ob du tausend Dukaten oder mehr erobert und mit dir heimgebracht hättest."

Dies und dergleichen waren seine Gedanken, bis die Mutter mit dem abgeschickten Handwerksmanne und ihrer bei sich habenden Tochter, so die begehrten Kleider trug, ankam, von der man schwer sagen konnte, ob sie erfreuter oder betrübter, erzürnter oder zufriedener gewesen sei. „Ach!" sagte sie, da sie ihren Sohn erblickte, „du heilloser Vogel! was machst du mir für Kreuz und Herzeleid? Warum hab' ich dich nicht im ersten Bad ertränkt? Es wäre kein Wunder, wenn ich dich gleich da liegen und hinter den Hecken wie einen Hund umkommen ließe. Du leichtfertiger Dieb! du Schelm! hab' ich dir's nicht immer zuvor gesagt, du würdest so schön wieder heim geritten kommen, wenn du anders draußen keinen Graben fülltest? Daß dich der Donner und der Hagel!" Und mit dem lief sie auf ihn zu, ihm in die Haare zu fallen und ihm etliche Ohrfeigen mitzuteilen, davon sie aber durch ihre Tochter und den Handwerker abgehalten wurde.

Solches nun war der Anfang ihres ersten Sermons, die Mitte

war etwas gelinder, und als ihr Sohn seine Lumpen aus- und hingegen die Kleider, die sie ihm mitgebracht, wieder anzog, so daß sie beobachten konnte, wie mager, elend und jämmerlich er am Leib aussahe, maßen er ganz verdorben, vom Fleisch kommen und abgefallen war, beschloß sie aus mütterlichem Mitleiden das Ende davon mit Weinen, in das Tochter und Sohn mit einstimmten. Der Vater, welcher seines Sohnes Ankunft erfahren hatte, kam mit einem starken Knittel hinzugelaufen, ohne Zweifel des Vorhabens, den Takt zu dieser kläglichen Musik auf seines Sohnes Rücken zu führen. Er ließ dies jedoch unterweges, teils weil ihn das mürbe Pult dauerte, teils weil ihm die Mutter gar vernünftig und bescheidentlich zusprach, denn sie sagte zu ihm mit bedrohlichen Mienen: „Du alter Narr! was willst du machen? Siehst du denn nicht, daß der arme Teufel allbereits geschlagen genug ist?“ Über das konnte der verlorene Sohn im heiligen Evangelium zu seiner Wiederheimkunft bei seinem Vater schwerlich beweglichere Worte vorgebracht haben, als hier dieser Landmann dem seinigen gab. Warum sollte er ihn also geschlagen haben? Doch sagte er zu ihm: er sollte sich wieder hinscheren, wo er hergekommen wäre, schwur ihm auch hoch und teuer, daß er nimmermehr über seine Thürschwelle kommen sollte, wenn er gleich versichert wäre, daß er draußen wie ein Vieh sterben müßte. „Ich bin“, hängte er ferner daran, „die Tage meines Lebens keinem Krieger hold gewesen, und du leichtfertiger Schelm hast dich dessenungeachtet, Gott gebe, wie getreulich ich dich auch davon abgewarnt, mitten unter die Diebszunft und, was das Ärgste ist, unter die Welschen begeben, um dein eigen deutsches Vaterland bekriegen, seine friedliche Ruhe zerstören, seine Freiheit unterdrücken, seine Inwohner verderben, seine Städte umkehren, die Dörfer verbrennen, die Bauern plündern und kurz, soviel an dir ist, Unheil anstellen und das ganze deutsche Geblüt mitsamt seinen Nachkommen in ewige Knechtschaft stürzen zu helfen? Schau nun, du ehrlicher Vogel, wie jetzt deine Leichtfertigkeit so schön belohnt wird! O, wie recht! Warum werden doch nicht alle deinesgleichen böse Buben solchergestalt abgefertigt? Aber höre! du hast durch deinen Ungehorsam aufgehört, mein Kind zu sein, darum bin ich auch nicht verbunden, mich gegen dich als ein Vater zu erzeigen. Ich hab' allezeit gedacht, dies auch sowohl als deine Mutter oft zuvor gesagt, du würdest mir wieder so herrlich nach Haus kommen und anstatt vieles Gelds

und eines gewaltigen Gauls, darauf du das ganze Dorf bravieren wolltest, nur eine unzählbare Menge Läuse und einen Stecken heimbringen zur Anzeigung, daß deine Leichtfertigkeit verdient habe, dich alle Tage wie einen Tanzbär zu prügeln. Aber gehe hin, du hast dich der väterlichen Zucht einmal entbrochen, darum will ich mich deiner auch kein Haar mehr annehmen. Hast du dir wohl gebettet, so magst du auch wohl liegen."

Auf diesen gegebenen Spruch befahl er auch seinem Weib, daß sie, so lieb ihr eine friedsame Ehe wäre, sich heim begeben und den ungeratenen Sohn liegen lassen sollte. Aber der Handwerksgesell sagte: „Vater! Ihr seid gar zu hart; eine solche Grausamkeit, deren Ihr Euch gegen Euren Sohn anmaßt, ist niemals von einem Vater erhört worden. Ist er gleich einmal gefallen, so wird er sich doch künftig bessern und durch Wohlverhalten wieder einbringen, was er etwa gesündigt haben möchte. Sein voriger Unverstand ist nunmehr mit seinem Schaden geheilt, er ist jetzt genug gewitzigt, und sein Übersehen ist, wie Ihr selbst sehet, überflüssig genug bestraft worden. Deshalb nehmt ihn nur immer wieder zu Gnaden an und macht übel nicht ärger, sondern glaubt mir, daß er sich hinfort besser als jemals verhalten werde: er ist gleichwohl Euer Fleisch und Blut." Der alte Bauer fiel ihm in die Rede und sagte: „Halt du das Maul! was geht's dich an, was ich mit ihm mache? Ohne die Schande, ohne den Spott und ohne das Kreuz, das man von euch ungeratenen Schelmen hat, muß man sorgen, daß ihr einem noch dazu das Haus, ja das ganze Dorf mit euren mitgebrachten Krankheiten anstecken möchtet. Wenn ich Meister wäre, so wollte ich nicht allein euch drei, sondern alle euresgleichen, die denjenigen im Kriege dienen, so unsere Friedensruhe stören und der deutschen Freiheit nachstellen, als meineidige Verräter ihres Vaterlandes an den lichten Galgen henken lassen."

Über Anhörung dieser Worte wurde der Handwerksgesell ganz bleich um den Mund, und wofern er sonst seinen schwachen Leibeskräften getraut oder den Bauersmann anderswo als so nahe beim Dorfe gehabt hätte, würde er wohl ein Gänglein mit ihm gewagt haben. Er antwortete: „Ich sehe wohl, daß ich Ursache habe, Euch für einen groben unverständigen Mann zu halten. Ich habe bei Eurem Sohne so viel gethan, bis ich ihn wieder hieher gebracht, daß ich ihm, wenn er gleich mein leiblicher Bruder gewesen wäre, nicht mehr hätte thun können, wie er denn

selbst bekennen und dieser Welsche bezeugen wird, daß er ohne meine geleistete Hilfe vorlängst hätte sterben und verderben müssen. Ich hätte nun zwar deswegen viel einen anderen Dank als diesen verdient zu haben verhofft; läßt Euch dies aber Eure unbändige Grobheit nicht erkennen, so laßt mich im übrigen als einen ehrlichen Kerl ungeschändet. Ich werde Euch, wenn Ihr Euer eigen Nest in Eurem Sohne besudeln und nicht thun wollt, was einem Vater zukommt, im geringsten keinen Eintrag thun. — Komm, Clade", sagte er zum Savoyer, der wieder vom Kirschbaume gestiegen war, „wir wollen weiter, ich habe von diesem undankbaren Bauer genug."

Es war, wie oben schon gemeldet worden, ein Ruhe- und dannenher zugleich ein Spaziertag, und deswegen ging der Junker mit dem Pfarrer des Dorfs in selbiger Gegend für die Langeweile im Felde herum, wo sie denn den alten Landmann dem Gesellen also überlaut antworten hörten, wie solche Leute eben jederzeit ein groß Geschrei zu machen pflegen: „Ja, ja, ihr Gesellen, ihr könnt euch dessen schon rühmen, wenn ihr einander in euren Nöten beigestanden und etwas Gutes gethan habt. Aber das könnt ihr wohl verschweigen, ja ihr gedenkt nicht einmal daran, daß ihr zuvor einander auch verführt und, da euch euer toller Mutwille noch ritt, in den Krieg gebracht und in solche Not gesteckt habt. Aufhenken sollte man euch und weniger Mitleiden mit euch haben als mit einem Diebe, der aus Mangel und äußerster Armut gestohlen hat."

Als nun der Junker und Pfarrherr dies Geschrei hörten und die Worte verstunden, gleichwohl aber nicht ersinnen konnten, was für und mit wem der alte Mann Händel haben möchte, den sie an der Stimme erkannten, eilten sie hinzu. Der Junker fragte: „Was Neues?" Und da er von allem unterrichtet worden war, sprach er zum stolzen Melcher: „Ha, ha! du ehrlicher Gesell, bist du auch wieder da? Wie dünkt dich, wenn ich dich jetzt ein, drei oder vier Wochen in den Turm setzen und nur mit Wasser und Brot abspeisen ließe?" — „Ach!" antwortete Melcher, „gestrenger Herr! vergebt mir nur noch diesmal um Gotteswillen. Gedenkt, daß ich wegen meines hiebevoren Mutwillens und begangener Thorheit bereits ja so genugsam gebüßt habe, daß ich schier die Haut nicht mehr schleppen kann, und daß mir's tausendmal träglicher gefallen wäre, wenn ich, seit ich in den Krieg gezogen, bis jetzt im Turm hätte liegen und gleichsam

nur mit Wasser und Brot der Trübsal vorlieb nehmen müssen. Denn beherziget doch nur: ich kriegte dort, wo ich für meine Leichtfertigkeit, daß ich mich hatte unterhalten lassen, gestraft wurde, oft in vier Wochen nicht halb genug Brot zu essen und in einem ganzen Vierteljahre keinen einzigen gesunden Trunk frisch Wasser und hatte gleichwohl keine Ruhe, deren ich noch im Turm genossen hätte, sondern mußte Tag und Nacht schanzen, wachen, marschieren, stürmen, scharmützieren und unangesehen solcher armseligen Ausmergelung gleichsam alle Augenblicke entweder vom Feinde, oder von meinen eigenen Offizieren selbst, ja gar von des Henkers Hand eines unversehenen gewaltsamen Todes gewärtig sein, welchen man doch den armen um Leib und Leben gefangen Sitzenden zuvor anzukünden pflegt. Wollte ich mir solches nun nicht zur Strafe dienen lassen, so taugt mir's doch zur Warnung, künftig mein Leben besser anzustellen, denn jetzt weiß ich den Unterschied zwischen dem Leben der Soldaten im Kriege und der Bürgersleute im Frieden. Jenes unleidliche Schärfe übertrifft die härteste Gefängnis- und Todesstrafe, deren man sich in Friedenszeiten wider frevelhafte Übelthäter bedient; dieses aber ist gegen jenes wie ein Paradies zu rechnen, worin man unter seinem Weinstock und Feigenbaume sicher wohnen und seiner Gesundheit pflegen kann. Jenes ist allerdings eine gewisse Hölle, darin man auf unzählige Weisen gequält und wegen steter vor Augen schwebender Gefahr mit Furcht des Todes gepeinigt wird; es sei denn, daß sich einer, wegen unerträglicher Bürde und Marter abzukommen, verzweifelterweise den Tod selbst wünsche. Dies dagegen ist beinahe ein sicherer Himmel, darin man sich nach leidlicher zur Gesundheit dienender Leibesbemühung, die mit großem Unrechte Arbeit genannt wird, mit angenehmer Ruhe wiederum ergötzt und mit Speis' und Trank erquickt. Jetzt weiß ich, was ich zuvor nicht wußte, noch in den Schulen erlernen konnte, mir aber bisher so hoch von nöten gewesen ist zu wissen: Unversucht schmeckt nicht! Hätte ich eher gewußt, was ich nunmehr erfahren habe, so hätte ich mich nimmermehr durch meine Thorheit so weit verleiten lassen. Und diese meine wenige Wissenschaft und Erfahrung wird künftig nicht allein mir taugen, mich selbst in den Schranken der ehrbaren Gebühr zu halten, sondern ich werde auch andere ungeratene Bursche und böse Buben zur Besserung weisen und sie vor dem gefährlichen welschen Soldatenhandwerke dergestalt zu war-

nen wissen, daß sie solches schneller als die Pest fliehen sollen, gleichwie sie hingegen ihre Lockvögel haben, die sie in Krieg reizen und damit zugleich in Hunger und Krankheit und in allen Jammer, in alle Arbeitseligkeit, in alles unbeschreibliche Elend stürzen und sie um Leib und Seele bringen. Ja, ich getraute mir an zehn Werbern, die zum besten aufschneiden könnten und Gelds genug hätten, mit wenig Worten solchen Widerstand zu thun, daß sie aus tausend in den Krieg lüsternden Kerlen keinen einzigen kriegen sollten. Deswegen, hochedler Junker, bitte ich, erbarmt Euch über mich und verleihet mir zugleich Eures hochvermögenden Orts ein gut Wort bei meinem erzürnten Vater, daß er mich wieder in sein Haus aufnehme. Ich verspreche, ihm hingegen mehr Nutzen zu schaffen als seine zwei Knechte und mich auch gegen Euer Gestrengen selbst so gehorsam und treu zu erzeigen, als ein Unterthan immer thun mag." Zum Pfarrer aber sagte er: „Führet Ihr doch auch, ehrwürdiger Herr, meinem Vater zu Gemüte und beherziget es selbst, daß uns unser Heiland das Beispiel vom verlorenen Sohne keiner anderen Ursache halb vorgestellt hat, als damit wir demselben seiner Lehre gemäß nachfolgen." Der Pfarrer antwortete: „Du bist zwar bereits dem verlorenen Sohne nachgefolgt; ob aber dein Vater auch jenem nachfolgen und was für ein Mahl er dir zubereiten lassen wird, steht zu erwarten."

Hierauf sagte der Junker zum Pfarrer: „Dieser Baß scheint einmal wohl gestimmt zu sein, denn er geht ziemlich nieder." Zum Melcher aber sprach er: „Deine Worte sind gut, wenn nur die Werke auch folgten. Du hast deinem guten alten Vater schon manchen Possen gespielt, so daß ich nicht Ursache habe, mich zu verwundern, wenn er dich gleich in diesen deinen Nöten verläßt. Er hat dich von Jugend auf zu der Schule und den Studiis angehalten und schwere Unkosten an dich verwendet, um dich über Herkommen, ja über sich selbst in einen höheren ansehnlichen Ehrenstand zu erheben. Was hat er damit ausgerichtet? Dies: er mußte deine übermachten Schulden zahlen und dich mit Spott und Schande wieder zu sich nach Haus nehmen, allwo er beides, dich ein Handwerk erlernen oder der Bauern Werk treiben zu lassen, ganz ungeschickt und verderbt zu sein befand. Er that dich darauf zu deinem Besten und zwar mit meinem Gutbefinden, weil er dich in seinem eigenen Hause nicht mehr geduldea konnte, zu dem arbeitsamen und fleißigen Bauer Lorenz, welcher den

Ruhm hat, daß seine wohlerzogenen Kinder der Jugend im ganzen Lande als ein Spiegel und Muster, wie sie sich halten sollten, mit großem Nutzen vorgestellt werden könnten. Aber siehe! du hast bei demselben sowohl das väterliche süße als das leidliche Joch dieses rühmlichen Mannes abgeworfen und dich selbst aus lauter Mutwillen zu höchster Ärgernis der übrigen Söhne und Knechte meiner Unterthanen in den Krieg begeben und also in die Blüte deines Unglücks gestürzt. Was vermeinest du wohl, was deinem Vater an dir noch ferner zu thun übrig sei? Man sagt zwar: gebrannte Kinder fürchten das Feuer; aber ich sorge, ich sorge! wenn dich inskünftige beim reichlichen Genusse deines väterlichen Friedensbrotes der Haber wieder sticht, du möchtest das gemeine Sprichwort wahr machen, das besagt: da der Kranke wieder genas, je ärger er was; das ist: du dürftest wohl ein ärgerer Mauskopf werden, als du jemals einer gewesen bist. Jedoch, dem sei, wie ihm wolle, wenn ich einen sicheren Bürgen deiner Besserung hätte, so wollte ich bei deinen Eltern wohl ...." — „Nix, nix, nix!" fiel der Alte dem Junker in die Rede, „in meinem Hause will ich ihn in Ewigkeit nicht mehr haben. Er soll mir die Schwelle nicht mehr betreten, will es lieber abreißen oder niederbrennen, es wird mich keine Obrigkeit dazu zwingen, ihn wieder anzunehmen." — „Sacht, sacht!" antwortete der Junker, „du wirst auch nicht ewig leben, noch ihm nach deinem Tode dein Haus verbieten können, welches du selbst räumen und einem anderen überlassen mußt, wozu er alsdann als dein Sohn und nächster Erbe den ersten Anspruch hat. Er ist sowohl mein Unterthan als du. Wird er nun die versprochene Besserung im Werke verspüren lassen, so ist ihm von mir sein Vergehen schon vergeben; wo nicht, so werden wir Zeit genug übrig haben, ihn wiederum zu allen Teufeln wegzujagen. Indessen mußt du ihm auch verzeihen und dich sowohl, als ich mit Hoffnung der Besserung trösten. — Und, Mutter!" sagte er zur Bäurin, die dastund und mit ihrer Tochter noch flennte, „was sprecht Ihr dazu?" — „Was soll ich machen, Junker?" antwortete sie, „er ist mein Kind."

Also wurde durch Unterhandlung des Junkers der Friede zwischen den Eltern und dem Sohne wieder gemacht. Hingegen fing der Pfarrer eine stattliche Predigt aus dem Stegreife an, darin er dem Melcher alle Laster vorwarf, die bei der Jugend des gemeinen Mannes im Schwange gingen, und denen er allerdings

beinahe insgesamt zugethan und ergeben war; indem er somit bewahrheitete, was das gemeine Volk von den Predigern sagt, daß sie alsdann von den Kanzeln auf die Leute zu schimpfen gewohnt wären, wenn sie aus Mangel genugsamen Studierens sonst nichts Erbauliches vorzubringen wüßten. Er sagte, daß auf ein solch Leben, wie der stolze Melcher eins geführt, nichts anderes als eine solche Strafe erfolgen könnte, davon er bereits den Anfang gekostet hätte. Mithin geriet er zugleich auf die Obrigkeiten und Eltern, auf welche er gewaltig zu schmälen wußte, weil sie die Jugend nicht besser beobachteten und im Zaume hielten. Seinesteils, sagte er, könnte er bei weitem nicht so viel ausrichten als diese, wenn er gleich täglich Kinderlehre und scharfe Predigten hielte und in denselben sich vornehmlich beflisse, seinen Pfarrkindern die christliche Sittenlehre mit einzupflanzen; denn entweder käme niemand, ihn zu hören, oder er würde mit Ungeduld gehört, oder sein Vorbringen und Unterricht gingen zu einem Ohre hinein und zu dem andern wieder hinaus.

Weil aber der Junker sich damals nicht gefaßt gemacht oder sonst schlechte Lust hatte, eine Predigt zu hören, sagte er zum Savoyer, den er für einen Franzosen ansah: „Was Neues, Franzmann? Warum bist du von deinem Könige ausgerissen?“ Der antwortete: „Hol das Teufel die Franzoskrieg, bin ich für mich Savoyard, was geht mir das König von Frankreich an? hab' ich in Ammerich schon lang der Holländer gedient.“

Wie sich nun, als der Welsche so anfing zu reden, die ganze anwesende Gesellschaft anschickte, allgemach nach dem Dorfe zu gehen, und der junge Bursche im Busche gedachte, es würde da etwas Neues zu vernehmen sein, so kam er aus seinem verborgenen Lager hervor, um auch teil an der ferneren Erzählung zu nehmen. Der Welsche erzählte, aber Welsch-Hoch- und Niederdeutsch fast unverständlich untereinander, daß er in Emmerich unter der holländischen Besatzung gewesen wäre, bei dessen Einnahme ihn der König für einen seiner Unterthanen gehalten und, wie allen anderen geborenen Franzosen widerfahren, hätte aufhenken lassen wollen. Als derselbe nun verstanden, daß er von Geburt kein Franzose, sondern ein Savoyer sei, wäre er zwar dem Stricke entronnen, habe aber unter den Deutschen eine Muskete nehmen und seither bei denselben gleichsam Roßarbeit verrichten müssen, so daß ihn oft gereuet, daß er sich nicht alsbald für einen Fran-

zosen habe aufknüpfen lassen, welches ihm besser als eine solch elende Verzögerung seines armseligen Lebens bekommen wäre. „Denn man muß wissen", sagte er, „daß die Deutschen den Franzosen zugleich als Vorfechter, Schanzkörbe und lebendige Faschinen dienen müssen, sie durch ihre Beschirmung in gefährlichen Scharmützeln zu bedecken, die erste Hitze des Feindes auszustehen und denselben in die Flucht zu wenden, in den Bestürmungen aber die Gräben auszufüllen." Er beschrieb die Angriffe befestigter Örter so vermessen und frevelbar, daß er hätte an die Riesen erinnern mögen, die vor alten Zeiten den Göttern ihren Himmel abstürmen wollten, und sagte ferner, daß es ihm nach der Art, wie man die Deutschen behandelt, geschienen habe, als ob sie mit Fleiß nur dazu erkauft worden wären, sie durch Feuer und Wasser, Hunger und Krankheit, durch eigne wie Feindes Waffen, ja gar in der Luft an den Bäumen durch der Henker Hände aufzuopfern, damit nachgehends ihr Vaterland selbst, das sich seiner jungen kriegerischen Mannschaft habe entblößen und sie auf die Fleischbank liefern lassen, seinen Feinden desto eher zum Raube würde. Er brachte noch viel auf dergleichen Schrot vor und schloß endlich mit den Worten seines Anfangs, nämlich: „Hol das Teufel die Franzoskrieg!" welches er wohl dreißigmal wiederholte.

Der Handwerksgesell, welcher unter den Schweizern bei der königlich französischen Armee gedient hatte, war noch viel ungehaltener über die Franzosen als der Savoyer. Dieser erzählte sein und des Melchers ausgestanden Elend dem Bauer und seinem Weibe so erbärmlich, daß der Vater, wie hartherzig und erbost er auch auf seinen Sohn gewesen war, nunmehr ganz anders gesinnt wurde und mit Weinen sein Mitleiden bezeigen mußte. „Ja!" sagte der Handwerksgesell, „nimmermehr werden meine Herren dem Könige in Frankreich einen Mann mehr schicken, so tyrannisch und wider allen Kriegsgebrauch und unsere wohlhergebrachte Freiheit ist man mit uns umgegangen. O! was für ein großer Unterschied befindet sich zwischen diesem und anderen vorigen Kriegen. Ich ließe mich von den Franzosen nicht wiederum unterhalten, und wenn man mir gleich hundert Dukaten auf die Hand und alle Monat' zwanzig Reichsthaler Sold gäbe. Ich wollte eher arbeiten, daß mir die Schwarte krachte, daß mir die Hände so hart als Horn würden und das Blut zu den Nägeln herausginge: es sei denn, mein eigen Vaterland beschützen zu helfen, welches besorglich noch wohl einmal wider die Fran-

zosen von nöten sein dürfte. Da wollte ich auch alsdann umsonst das Meinige thun, und mit dem, was ich bei ihnen gelernt habe, das Lehrgeld dermaßen bezahlen und ihnen wiederum eintränken, was ihr Übermut an uns verübt hat, daß es eine Lust und Freude sein sollte."

Nach dieser Erzählung zog er ein hart Stücklein grob geschroten Brot, darunter sich die Kleie noch befand, aus dem Sacke. „Dies", sagte er, „mußte, wenn's wohl herging, bei so großen Mühsalen unser Trost und die einzige Auferhaltung unseres elenden Lebens sein, und dessen noch dazu bei weitem nicht halb genug. Unangesehen die Einwohner des Landes selbst, so dabei geboren, auferzogen und daran gewöhnt worden, solches ohne genugsame Konvoi von Butter, Käse, Speck und dergleichen nicht genießen können." Der alte Bauersmann bat ihn um ein Stück, selbiges hinfort seinem Melcher alle Tage neben der Morgensuppe anstatt eines Schauessens vorzustellen, damit er sich dabei, zu Verhütung künftig zu besorgender mutwilliger Unbesonnenheit, die ihn vielleicht bei guten Tagen wieder anstoßen möchte, des Unterschieds zwischen den französischen Kriegstraktamenten und seiner väterlichen Küche täglich erinnern könnte, welches ihm der Schweizer denn auch gern mitteilte.

Der Junker und Pfarrer hatten indessen auch ihren Diskurs über den französisch-holländischen Krieg. „Überhaupt und mit einem Worte davon zu reden", sagte der Junker, „so ist's gewiß, daß sich nicht finden wird, daß jemals die Deutschen anders als durch Deutsche überwunden werden können. Das wissen die Franzosen, und deswegen sehen wir aus des Savoyers und Schweizers Bericht, daß sie zu unseren Zeiten um unser Geld, das wir für französische Waren und mit unnötigen Reisekosten in Frankreich hinein vernarren, unsere junge Mannschaft und hernach um deren Tapferkeit, Mühe, Arbeit, Blut und Leben sowohl die großen Städte als die Siege im Feld von den Niederdeutschen erkaufen, auch mit solcher Mode uns da und dort zu zwacken nicht aufhören, wenn wir die Augen nicht besser aufthun, bis sie uns endlich noch gar um unsere Freiheit, um Hab und Gut, ja um alles, was Deutschland groß und ruhmreich macht, gebracht haben werden." — Der Pfarrer antwortete: „Wir Deutsche sollten es machen wie der König in Frankreich, welcher alle Franzosen aufhenken ließ, die er unter dem Gegenteil wider ihn dienend ertappte." — „Dies läßt sich", sagte der

Junker, „noch zur Zeit schwerlich ausführen, ist auch viel zu gestreng gehandelt. Zudem ist es mit dem großen Deutschland und seinen unterschiedlichen Ständen, deren jeder Teil seine absonderliche Freiheit hat, und mit einem absoluten Könige weit ein anderes. Allein man könnte dem stolzen Frankreich, welches nach Beherrschung der ganzen Welt trachtet, die Sennadern seiner Stärke, das ist seine Goldgrube, dadurch es alles ins Werk zu setzen wagt, verstopfen und ihm die Flügel beschneiden, auf daß es nimmermehr so hoch zu fliegen gedenken dürfte, insofern man nur eine politische Klugheit brauchen wollte, weswegen neulich einer, so sich der Wessenberg genennt, sich weitläufig hat vernehmen lassen." — Hierauf sagte der Pfarrer: er hielte diesen französischen Krieg mit den Holländern für eine absonderliche göttliche Strafe. Die Herren Holländer wären halt bei ihrem großen Glück und überflüssigen Reichtume gar zu hochmütig worden, so daß sie keinem Potentaten nichts mehr nachgäben, ja sich deren etliche in den Indien von den fremden Völkern gleichsam hätten anbeten und göttliche Ehre anthun lassen. Und da ein solcher abscheulicher Greuel noch nie von einem Christen erhört worden, dem allerchristlichsten Könige es aber solchen abzustrafen gebühre, so sei derselbe ihnen denn vielleicht von Gott über die Haube geschickt. Er könnte zwar schwerlich glauben, daß ein Teil das andere gänzlich überwinden würde; halte aber dafür, sie würden einander dermaßen abmatten und demütigen, daß jene sich endlich mit Treibung des Kaufhandels, dieser aber mit alleiniger Beherrschung seines Frankreichs begnügen lassen müßte. Durch solchen Krieg würde dann auch der einen wie der anderen Beteiligten, gleichwie der auswärtigen Völker Unkraut, das sich da und dort unter der tugendlichen Jugend befände, zugleich ausgejätet, und was Vater und Mutter nicht folgte, oder sonst dem Henker entlaufen wäre, mit bestraft oder wenigstens gezüchtigt, wie man an dem stolzen Melcher vor Augen sähe und von vielen, so tot geblieben oder erhenkt worden wären, genugsame Nachricht habe.

Mithin kamen alle zusammen in das Dorf, worin sich der Melcher schämte, als ob man ihn an das Halseisen stellen oder gar mit Ruten hätte ausstreichen wollen; vornehmlich aber weil sich die Leute in großer Menge versammelt hatten, auf dessen vernommene Ankunft auch seinen Einzug zu sehen. Der gute Held mußte sich gewaltig foppen lassen. Etliche sagten: man

sollte ihn hinfort nicht mehr den stolzen, sondern den demütigen Melcher nennen. Ein anderer meinte: als er ihn bei seiner Abreise gefragt: „Wohin, Melcher?" da hätte er gar trutzig geantwortet: „Nach Holland." Er wüßte, wenn man ihn jetzt fragte: „Woher?" so würde er gar kleinlautbar sagen: „Aus Holland." — „Ja, freilich kommt er aus Holland", sagte der dritte, „denn ich glaube, daß nicht allein sein Säckel, sondern auch sein Eingeweide und Gebeine hohl sei." Der vierte verwunderte sich über sein Pferd, mit welchem er zu seiner Wiederkunft zu prahlen gepocht, weil es hölzern war und nur ein Bein hatte. Kurz, jeder wußte ihn auf eine andere Art auszuhöhnen, worüber endlich die Mutter so ungeduldig wurde, daß sie allerlei derbe Äußerungen an sie ergehen ließ. Er selbst aber schlich so still und geduldig dahin wie ein armer Sünder.

Der alte Vater war so gütig worden, daß er seines Sohnes Kameraden samt seinem Nachbarssohne, der dessen Schulgesell gewesen war, mit sich nach Hause nahm und satt Essen und Trinken aufstellte, allwo es etwas Lächerliches setzte, denn der Savoyer wurde von einem Würzkrämer, der alle Wochen einmal mit seiner Ware in dem Dorfe hausierte, erkannt und besprochen. Der fragte ihn unter anderem: „Eh, Bruder Clade, wo ist Bruder Entonnier?" Jener antwortete: „Bruder Entonnier ist gehang." Darauf sagte dieser: „Ist Bruder Entonnier gehangen? an die Galg'?" — „Ne", antwortete jener, „an der Erlebaum." — „Ha!" beschloß der andere, „das ist brav!"

Der junge Bursche aber aus dem Dorfe ließ sich diese Geschichte eine Warnung sein und wurde durch eines anderen überstandene Not und Gefahr so witzig, daß er seine Gedanken änderte, die er gefaßt gehabt hatte, vermittelst des Krieges auch etwas in der Fremde zu erfahren. „Du willst", dachte er, „dich noch länger mit deinem Hirnschleifer behelfen und keines fremden Guts begehren, sondern den Holländern das ihrige lassen. Wer weiß! die deutschen Franzosen möchten einmal wider ihr Vaterland zu kriegen genötigt und alsdann das scharfe Urteil, so der Pfarrer und dein Nachbar über sie gefällt, an ihnen vollzogen werden. Es schickt sich ein Ding wunderlich; aber weit von dannen ist gut vorm Schuß."

Die Spinnstube.

Gertraud war die älteste Tochter redlicher Eltern und von Jugend auf dazu gewöhnt worden, das Nötige und Nützliche allein schön und angenehm zu finden. Man erlaubte ihr jedoch, so viel als möglich, alles Notwendige in seiner größten Vollkommenheit zu haben. Ihr Vater, ein Mann von vieler Erfahrung, hatte sie in Ansehung der Bücher auf ähnliche Grundsätze eingeschränkt. „Die Wissenschaften", sagte er oft, „gehören zum Üppigen der Seele; und in Haushaltungen oder Staaten, wo man noch mit dem Notwendigen genug zu thun hat, muß man die Kräfte der Seele besser nützen." Gertraud selbst schien von der Natur nach gleichen Regeln gebaut zu sein und alles Notwendige in der größten Vollkommenheit zu besitzen.

Die ganze Haushaltung bestand ebenso. Wo die Mutter von einer bessern Art Kühe oder Hühner hörte, da ruhte sie nicht eher, als bis sie daran kam.

Man fand das schönste Gartengewächs nur bei Gertraud. Ihre Rüben gingen den märkischen weit vor; und der Bischof hatte keine andere Butter auf seiner Tafel, als die von ihrer Hand gemacht war. Was man von ihrer Kleidung sehen konnte, war klares oder dichtes Linnen, ungestickt und unbesetzt; jedoch so nett von ihr gesäumt, daß man in jedem Stiche eine Grazie versteckt zu sehen glaubte. Das einzige, was man an ihr Überflüssiges bemerkte, war ein Heideblümchen in den lichtbraunen Locken. Sie pflegte aber diesen Staat damit zu entschuldigen, daß es der einzige wäre, welchen sie jemals zu machen gedächte; und man konnte denselben um so viel eher gelten lassen, weil sie die Kunst verstand, diese Blumen so zu trocknen, daß sie im Winter nichts von ihrer Schönheit verloren.

In ihrem Hause war Eingangs zur rechten Hand ein Saal oder eine Stube, welches man so genau nicht unterscheiden konnte. Vermutlich war es ehedem ein Saal gewesen. Jetzt ward es zur Spinnstube gebraucht, nachdem Gertraud ein helles, geräumiges und reinliches Zimmer mit zu den ersten Bedürfnissen des Lebens

rechnete. Aus derselben ging ein Fenster auf den Hühnerplatz; ein anderes auf den Platz vor der Thüre, und ein drittes in die Küche, der Kellerthür gerade gegenüber. Hier hatte Gertraud manchen Tag ihres Lebens arbeitsam und vergnügt zugebracht, indem sie auf einem dreibeinichten Stuhle (denn einen solchen zog sie dem vierbeinichten vor, weil sie sich auf demselben ohne aufzustehen und ohne alles Geräusch auf das geschwindeste herumdrehen konnte), mit dem einen Fuße das Spinnrad und mit dem anderen die Wiege in Bewegung erhalten, mit einer Hand den Faden und mit der andern ihr Buch regiert und die Augen bald in der Küche und vor der Kellerthür, bald aber auf dem Hühnerplatze oder vor der Hausthür gehabt hatte. Oft hatte sie auch zugleich auf ihre Mutter im Kindbette acht gehabt und die spielenden Kinder mit einem freudigen Liede ermuntert. Denn das Kindbette ward zu der Zeit noch in einem Durtich oder Dortoir gehalten, wovon die Staatsseite in die Spinnstube ging und mit schönem Holzwerk, welches Pannel hieß, nun aber minder glücklich Boisserie genannt wird, geziert war. Desgleichen hatten die Eltern ihre Kinder noch mit sich in der Wohnstube, um selbst ein wachsames Auge auf sie zu haben. Über dem Durtich war der Hauptschrank, worin die Briefschaften, die Becher und andere Erbschaftsstücke verwahrt waren, und auch diesen hatte Gertraud zugleich vor Dieben verwahrt.

Wenn die langen Winterabende herankamen, ließ sie die Hausmägde, welche sich daher ebenfalls überaus reinlich halten mußten, mit ihren Rädern in die Spinnstube kommen. Man sprach sodann von allem, was den Tag über im Hause geschehen war, wie es im Stalle und im Felde stände, und was des andern Tages vorzunehmen sein würde. Die Mutter erzählte ihnen auch wohl eine lehrreiche und lustige Geschichte, wenn sie haspelte. Die kleinen Kinder liefen von einem Schoße zum andern, und der Vater genoß des Vergnügens, welches Ordnung und Arbeit gewähren, mittlerweile er seine Hände bei einem Fisch- oder Vogelgarn beschäftigte und seine Kinder durch Fragen oder Rätsel unterrichtete. Bisweilen ward auch gesungen, und die Räder vertraten die Stelle des Basses. Um alles mit wenigem zu sagen: so waren alle notwendigen Verrichtungen in dieser Haushaltung so verknüpft, daß sie mit dem mindesten Zeitverlust, mit der möglichsten Ersparnis überflüssiger Hände und mit der größten Ordnung geschehen konnten; und die Spinnstube war in

ihrer Anlage so vollkommen, daß man durch dieselbe auf einmal so viele Absichten erreichte, als möglicherweise erreicht werden konnten.

Nicht weit von dieser glücklichen Familie lebte Arist, der einzige Sohn seiner Eltern und der frühe Erbe eines ziemlichen Vermögens. Als ein Knabe und hübscher Junge war er oft zu Gertraud in die Spinnstube gekommen und hatte manche schöne Birne darin gegessen, welche sie ihm geschält hatte. Nach seiner Eltern Tode aber war er auf Reisen gegangen und hatte die große Welt in ihrer ganzen Pracht betrachtet. Er verstand die Baukunst und hatte Geschmack und einen natürlichen Hang zum Überflüssigen, welchen er in seiner ersten Jugend nicht verbergen konnte, da er schon nicht anders als mit einem Federhute in die Kirche gehen wollte. Man wird daher leicht schließen, daß er bei seiner Wiederkunft jene eingeschränkte Wirtschaft nicht von ihrer besten Seite betrachtet und die Spinnstube seiner Mutter in einen Vorsaal verändert habe. Jedoch war er nichts weniger als verderbt. Er war ein billiger und vernünftiger Mann geworden, und sein einziger Fehler schien zu sein, daß er die edle Einfalt als etwas Niedriges betrachtete und sich eines braunen Tuches schämte, wenn andere im goldgestickten Scharlach über ihn triumphierten.

Seine Eltern hatten seine frühe Neigung zu Gertraud gern gesehen, und die ihrigen wünschten ebenfalls eine Verbindung, welche allen Teilen eine vollkommene Zufriedenheit versprach. Seinen Wünschen setzte sich also nichts entgegen; und wie viele Schönheiten er auch auswärts gesehen hatte, so war ihm doch nichts vorgekommen, was ihre Reizungen übertroffen hätte. Er widerstand daher nicht lange ihrem mächtigen Eindruck, und der Tag zur Hochzeit ward von den Eltern mit derjenigen Zufriedenheit angesetzt, welche eine ausgesuchte Ehe unter wohlgeratenen Kindern insgemein zu machen pflegt. Allein so oft Arist seine Braut besuchte, fand er sie in der Spinnstube, und er mußte manchen Abend die Freude, seine Geliebte zu sehen, mit dem Verdruß, zwischen Rädern und Kindern zu sitzen, erkaufen.

Er konnte sich endlich nicht enthalten, einige satirische Züge gegen diese altväterische Gewohnheit auszulassen. „Ist es möglich“, sagte er einmal gegen den Vater, „daß Sie unter diesem Gesumse, unter dem Geplauder der Mägde und unter dem Lärm der Kinder so manchen schönen Abend hinbringen können? In

der ganzen übrigen Welt ist man von der alten deutschen Gewohnheit, mit seinem Gesinde in einem Rauche zu leben, zurückgekommen, und die Kinder können unmöglich edle Gesinnungen bekommen, wenn sie sich mit den Mägden herumzerren. Ihre Denkungsart muß notwendig schlecht und ihre Aufführung nicht besser geraten. Überall, wo ich in der Welt gewesen, haben die Bedienten ihre eigne Stube; die Mägde haben die ihrige besonders; die Kammerjungfer sitzt allein; die Töchter sind bei der Französin; die Knaben bei dem Hofmeister; der Herr vom Hause wohnt in einem und die Frau im anderen Flügel. Bloß der Eßsaal nebst einigen Vorzimmern dienen zu gewissen Zeiten des Tages, um sich darin zu versammeln. Und wenn ich meine Haushaltung anfange, so soll die Spinnstube gewiß nicht im Corps de logis angelegt werden."

„Mein lieber Arist", war des Vaters Antwort, „ich habe auch die Welt gesehen und nach einer langen Erfahrung gefunden, daß Langeweile unser größter Feind und eine nützliche Erfahrung unsere dauerhafteste Freundin sei. Da ich auf das Land zurückkam, überlegte ich lange, wie ich mit meiner Familie meine Zeit für mich ruhig und vergnügt hinbringen wollte. Die Sommertage machten mich nicht verlegen. Allein die Winterabende fielen mir desto länger. Ich fing an zu lesen, und meine Frau nähte. Im Anfang ging alles gut. Bald aber wollten unsere Augen die Anstrengung nicht aushalten, und wir kamen oft zu dem Schlusse, daß das Spinnen die einzige Arbeit sei', welche ein Mensch bis ins höchste Alter ohne Nachteil seiner Gesundheit aushalten könnte. Meine Frau entschloß sich also dazu, und nach und nach kamen wir zu dem Plan, welcher Ihnen so sehr mißfällt. Dies ist die natürliche Geschichte unseres Verfahrens; nun lassen Sie uns auch Ihre Einwürfe als Philosophen betrachten.

„In meiner Jugend diente ich unter dem General Montecuculi. Wie oft habe ich diesen Helden in regnigten Nächten auf den Vorposten sich an ein schlechtes Wachtfeuer niedersetzen, aus einer versauerten Flasche mit den Soldaten trinken und ein Stück Kommisbrot essen sehen? Wie gern unterredete er sich mit jedem Gemeinen? Wie aufmerksam hörte er oft von ihnen Wahrheiten, welche ihm von keinem Adjutanten hinterbracht wurden? Und wie groß dünkte er sich nicht, wenn er in der Brust eines jeden Gemeinen Mut, Geduld und Vertrauen erweckt hatte? Was dort der Feldherr that, das thue ich in meiner Haushaltung.

Im Kriege sind einige Augenblicke groß, in der Haushaltung alle, und es muß keiner verloren werden. Sollte nun aber wohl dasjenige, was den Helden größer macht, den Landbauer beschimpfen können? Und sollte es vornehmer sein, sein Leben zu vermieten, als sein eigener Herr zu sein und dem Staate ohne Sold zu dienen? Warum sollte ich also nicht mit meinem Gesinde wie Montecuculi mit seinen Soldaten umgehen?

„Ein gesunder und reinlicher Mensch hat von der Natur ein Recht, ein starkes Recht, uns zu gefallen. Der Ehrgeizige braucht ihn, die Wollust sucht ihn, und der Geiz verspricht sich alles von seinen Kräften. Ich habe allezeit gesundes und reinliches Gesinde, und bei der Ordnung, welche wir in allen Stücken halten, fällt es uns nicht schwer, es wohl zu ernähren und gut zu kleiden. Das Kleid macht nicht bloß den Staatsmann, es macht auch eine gute Hausmagd; und es kann Ihnen, mein lieber Arist, nicht unbemerkt geblieben sein, daß der Zuschnitt ihrer Mützen und Wämser ihnen eine vorzügliche Leichtigkeit, Munterkeit und Achtsamkeit gebe. Ich erniedrige mich nicht zu ihnen, ich erhebe sie zu mir. Durch die Achtung, welche ich ihnen bezeige, gebe ich ihnen eine Würde, welche sie auch im Verborgenen zur Rechtschaffenheit leitet. Und diese Würde, dieses Gefühl der Ehre dient mir besser als andern die Furcht vor dem Zuchthause. Wenn sie des Abends zu uns in die Stube gelassen werden, haben sie Gelegenheit, manche gute Lehre im Vertrauen zu hören, welche sich nicht so gut in ihr Herz prägen würde, wenn ich sie ihnen als Herr im Vorübergehen mit einer ernsthaften Miene sagte. Durch unser Betragen gegen sie sind sie versichert, daß wir es wohl mit ihnen meinen, und sie müßten sehr unempfindliche Geschöpfe sein, wenn sie sich nicht danach besserten. Ich habe zugleich Gelegenheit, ohne von meiner Arbeit aufzustehen und meine Zeit zu verlieren, von ihnen wegen ihrer Tagesarbeit Rechenschaft zu fordern und ihnen Vorschriften auf den künftigen Morgen zu geben. Meine Kinder hören zugleich, wie der Haushalt geführt und jedes Ding in demselben angegriffen werden muß. Sie lernen gute Herren und Frauen werden. Sie gewöhnen sich zu der notwendigen Achtsamkeit auf Kleinigkeiten, und ihr Herz erweitert sich beizeiten zu den christlichen Pflichten im niedrigen Leben, wozu sich andere sonst mehr aus Stolz als aus Religion herablassen. Ordentlicherweise lasse ich meine Kinder mit dem Gesinde nicht allein. Wenn es aber von ungefähr ge-

schieht, so habe ich weniger zu fürchten als andere, deren Kinder mit einem verachteten Gesinde verstohlene Zusammenkünfte halten. Ich muß dabei bemerken, daß ich meine Kinder hauptsächlich zur Landwirtschaft und zu derjenigen Vernunft erziehe, welche die Erfahrung mit sich bringt. Von gelehrten Hofmeistern lernen tausend die Kunst, nach einem Modell zu denken und zu handeln. Aufmerksamkeit und Erfahrung aber bringen nützliche Originale oder doch brauchbare Kopien hervor."

Arist schien mit einiger Ungeduld das Ende dieser langen Rede zu erwarten, und vielleicht hätte er Gertrauds Vater in manchen Stellen unterbrochen, wenn der Ernst, mit welchem diese ihrem Vater zuhörte, ihn nicht behutsam gemacht hätte. „Es ist einem jeden nicht gegeben", fiel er jedoch hier ein, „sich mit seinem Gesinde so gemein zu machen; und ich glaube, man thut allezeit am besten, wenn man sie in gehöriger Entfernung und Ehrfurcht hält. Alle Menschen sind zwar von Natur einander gleich. Allein unsere Umstände wollen doch einigen Unterschied haben, und es ist nicht übel, solchen durch gewisse äußerliche Zeichen in der Einbildnng der Menschen zu unterhalten. Mit eben den Gründen, womit sie mir die Spinnstube anpreisen, könnte ich ihnen die Dorfschenke anrühmen. Und vielleicht bewiese ich ihnen aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts, daß verschiedene Kaiser und Könige, wenn ihnen die allezeit in einerlei Gemütsuniform erscheinenden Hofleute Langeweile verursacht, sich oft in einem Bauernhause gelabt und ihren treuen Unterthanen unerkannterweise zugetrunken haben."

„Und Sie wollten dieses verwerfen?" versetzte Gertrauds Vater mit einem edlen Unmute. „Sie wollten eine Handlung lächerlich machen, die ich für die gnädigste des Königs halte? Kommen Sie", fuhr er fort, „ich habe hier noch ein Buch, das ich oft lese. Es ist Homer. Hier, hören Sie! (und in dem Augenblicke las er die erste Stelle, so ihm in die Hand fiel): ‚Der alte Nestor zitterte ein wenig, aber Hektor kehrte sich an nichts.' Welch eine natürliche Schilderung", rief er aus! „Wie sanft, wie lieblich, wie fließend ist diese Schattierung in Vergleich solcher Gemälde, worauf der Held in einem einfarbigen Purpur steht, den Himmel über sich einstürzen sieht und den Kopf an einer poetischen Stange unerschrocken in die Höhe hält? Wodurch war aber Homer ein solcher Maler geworden? Wahrlich nicht dadurch, daß er alles in einen prächtigen, aber einförmigen

Modeton gestimmt und sich in eine einzige Form von Nasen verliebt? Nein, er hatte zu seiner Zeit die Natur überall, wo er sie angetroffen, studiert. Er war auch unterweilen in die Dorfschenke gegangen, und der schönste Ton seines ganzen Werks ist dieser, daß er die Mannigfaltigkeit der Natur in ihrer wahren und wirklichen Größe schildert und durch übertriebene Vergrößerungen oder Verschönerungen sich nicht in Gefahr setzt, statt hundert Helden nur einen zu behalten. Er ließ der Helena ihre stumpfe Nase, ohne ihr den schönen Hügel darauf zu setzen; und Penelopen ließ er in der Spinnstube die Aufwartung ihrer Liebhaber empfangen."

Arist wollte eben von dem Durtich sprechen, welcher beim Homer wie ein Vogelbauer in die Höhe gezogen wird, damit die darin schlafenden Prinzen nicht von den Ratzen oder anderen giftigen Tieren angegriffen würden. Allein der Alte ließ ihn nicht zum Worte kommen und sagte nur noch: „Ich weiß wohl, die veredelten, verschönerten, erhabnen und verwöhnten Köpfe unserer heutigen Welt lachen über dergleichen Gemälde. Allein, mein Trost ist: Homer wird in England, wo man die wahre Natur liebt und ihr in jedem Stande Gerechtigkeit widerfahren läßt, mehr gelesen und bewundert als in dem ganzen übrigen Teile von Europa; und es gereicht uns nicht zur Ehre, wenn wir mit dem niedrigsten Stande nicht umgehen können, ohne unsere Würde zu verlieren. Es gibt Herren, welche in einer Dorfschenke am Feuer mit vernünftigen Landleuten, die das Ihrige nicht aus der Encyklopädie, sondern aus Erfahrung wissen und aus eigenem Verstande wie aus offenen Herzen reden, allezeit größer sein werden als orientalische Prinzen, die, um nicht klein zu scheinen, sich einschließen müssen. Wenn wir dächten, wie wir denken sollten: so müßte uns der Umgang mit ländlichen unverdorbenen und unverstellten Originalen ein weit angenehmeres Schauspiel geben als die Bühne, worauf einige abgerichtete Personen ein auswendig gelerntes Stück in einem geborgten Affekte daher schwatzen."

Wie Gertraud merkte, daß ihr Vater eine Wahrheit, welche er zu stark fühlte, nicht mehr mit der ihm sonst eigenen Gelassenheit ausdrückte, unterbrach sie ihn damit, daß sie sagte: sie würde sich's von Aristen als die erste Gefälligkeit ausbitten, daß er seiner Mutter Spinnstube wieder in den vorigen Stand setzen ließe. Und sie begleitete diese ihre Bitte mit einem so sanften Blick, daß

er auf einmal die Satire vergaß und ihr unter einer einzigen Bedingung den vollkommensten Gehorsam versprach. Gertraud wollte zwar anfangs keine Bedingung gelten lassen. Doch sagte sie endlich: „Die Bedingungen eines geliebten Freundes können nichts Widriges haben, und ich weiß zum voraus, daß sie zu unserem gemeinschaftlichen Vergnügen sein werde.“ Arist erklärte sich also, und es ward von allen Seiten gut gefunden, daß Gertraud ein Jahr nach ihres Mannes Phantasie leben und alsdann dasjenige geschehen sollte, was sie beiderseits wünschen würden. Jeder Teil hoffte indes den andern auf seine Seite zu ziehen.

Der Hochzeitstag ging fröhlich vorüber, und wenngleich Arist sich an demselben in seiner schönsten Größe zeigte, so bemerkte man doch auf der andern Seite nicht, was man Überfluß nennen konnte. Gertrauds Vater kleidete alle Arme im Dorfe neu, nur sich selbst nicht, weil sein Rock noch völlig gut war. Er gab nicht mehr als drei Speisen und ein gutes Bier, das im Hause gemacht war. Denn der Wein war damals noch keine allgemeine Mode, und es hatte sich kein Leibarzt beifallen lassen, der Braunahrung zum Trotze das Wasser gesünder zu finden. Die Braut trug ihr Heideblümchen, und die liebenswürdige Sittsamkeit war das durchscheinende Gewand vieler edlen und mächtigen Reizungen. Sie war weiß und nett ohne Pracht. Des anderen Morgens aber erschien sie nach der Abrede in unaussprechlichen Kleidungen. Denn die Zeit hat die Modenamen aller Kopfzeuge, Hüllen und Phantasien, welche zu der Zeit zum Putz eines Frauenzimmers gehörten, längst in Vergessenheit kommen lassen. Und wenn sie solche auch erhalten hätte, so würde man sie doch ebensowenig verstehen als dasjenige, was man in der Limburger Chronik von gemützerten, geflützerten, verschnittenen und verpattelten, von kleinspalt, kogeln, sorkett und disselsett liest. Gertraud, die alles, was sie war, jederzeit aus Überzeugung war, spielte ihre neue Rolle wirklich schöner, als wenn sie solche gelernt hätte. Sie stand spät auf, saß bis um neun Uhr am Kaffeetische, putzte sich bis um zwei, aß bis um vier, spielte bis acht, setzte sich wieder zu Tische bis zehne, zog sich aus bis um zwölfe und schlief wieder bis achte; und in diesem einförmigen Zirkel verfloß der erste Winter in einer benachbarten Stadt, wohin sie sich nach der Mode begeben hatten.

Wie der folgende Winter sich näherte, fing Arist allmählich

an, Überlegungen zu machen. Sein ganzes Hausgesinde hatte sich nach seinem Muster gebildet. In der Haushaltung war vieles verloren, vieles nicht gewonnen, und in der Stadt ein Ansehnliches mehr als sonst verzehrt worden. Er mußte sich also entschließen, auf dem Lande zu bleiben, wofern er seine Wirtschaft in Ordnung halten wollte. Gertraud hatte ihm bis dahin noch nichts gesagt. Denn auch dieses hatte er sich bedungen. Allein nunmehr, da das Probejahr zu Ende ging, schien sie allmählich mit einem Blicke zu fragen, wiewohl mit aller Bescheidenheit und nur so, daß man schon etwas auf dem Herzen haben mußte, um diesen Blick zu verstehen.

Zur Zeit wie Arist in Paris gewesen war, hatte man eben die Spinnräder erfunden, welche die Damen mit sich in Gesellschaft trugen, auf den Schoß setzten und mit einem stählernen Haken an eben derselben Stelle befestigten, wo man jetzt die Uhr trägt. Man drehte das Rad mit einem schönen kleinen Finger und tändelte oder spann mit einem andern. Von dieser Art hatte er heimlich eins für Gertraud kommen lassen und für sich ein Gestell zu Knötchen. Denn die Mannspersonen fingen eher an zu knötchen als zu trenseln. Ehe sich's Gertraud versah, rückte Arist mit diesen allerliebsten Kleinigkeiten hervor und gedachte damit eine Wendung gegen sein feierliches Versprechen zu machen. Vielleicht wäre es ihm auch eine Zeitlang geglückt, wenn nicht das Rädchen mit einer unendlichen Menge Berlocken geziert gewesen. Sie wußte zwar die Geschichte ihres Ursprungs, und zu welchem Ende der Liebesgott diese kleinen Siegeszeichen erfunden hatte, nicht. Allein sie sah doch wohl ein, daß dieser überflüssige Zierat ein kleiner Spott über ihre ehemaligen Grundsätze sein sollte. Indessen schwieg sie und spann. Arist machte Knötchen.

Kaum aber war ein Monat und mit diesem die Neuigkeit vorüber, so fühlte Arist selbst die ganze Schwere dieser langweiligen Tändelei. Längst hatte er eingesehen, daß nichts als nützliche Arbeit die Zeit verkürzen und ein dauerhaftes Vergnügen erwecken könnte. Allein diese seine Erkenntnis war unter dem Geräusch jugendlicher Lustbarkeiten verschwunden. Jetzt verwandelte sie sich aber in eine lebhafte Überzeugung, da die Not sich bei ihm als ein ernsthafter Sittenlehrer einstellte. Er fing also an, Gertrauden offenherzig und zärtlich zu gestehen, wie es wohl schien, daß sie recht behalten würde ....

Die Szene, welche hierauf erfolgte, ist zu rührend, um sie zu

beschreiben. Es ist genug, zu wissen, daß Gertraud den Sieg und eine ganz neue Spinnstube erhielt, woraus sie, wie zuvor, ihre ganz Haushaltung regieren konnte. Nur wollte Arist nicht, daß sie eingangs zur Linken liegen sollte, weil er hier seinen Saal behalten und die Damen, so ihn besuchten, wie im Menuet, von der Rechten und Linken führen wollte. Dies ward leicht eingeräumt; und jedermann weiß, daß sie beide unter Rädern und Kindern ein sehr hohes und vergnügtes Alter erreicht haben. Man sagt dabei, daß die damalige Landesfürstin ihnen die Ehre erwiesen, sie in der Spinnstube zu besuchen, und daß sie zum Andenken derselben eine dergleichen auf dem Schlosse zu Iburg angelegt habe, welche bis auf den heutigen Tag die Spinnstube genannt wird.

Der deutsche Hans.

In einem Dorfe unweit Altenburg lebte gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts ein armer Bauersmann, der allda ein Häuschen und einige Äcker Feld besaß und von seinem tüchtigen Weibe bewirtschaften ließ, während er selbst sich seinen Unterhalt hier und da mit der Geige, Schalmei und sonderlich mit dem Hackebrett verdiente, welches er von sich selbst erlernt hatte und gut genug zu spielen wußte, daß er unter noch sechs andern dergleichen Dorfmusikanten der sogenannte Oberste wurde. Seiner Kinder waren fünf, nämlich drei Töchter und zwei Söhne. Der älteste, der in der Schule mit größter Mühe nebst dem Katechismus etwas weniges lesen und schreiben gelernt hatte, wollte sich zu nichts anderem als zu dem Ackerbaue bequemen, weshalb man ihn dabei ließ. Hans, der jüngste, hätte es dagegen wohl etwas weiter bringen können, wenn ihn sein Vater nicht frühzeitig schon mit auf Hochzeiten und andere Aufwartungen genommen hätte, wo er wider seinen Willen die Bratsche spielen mußte.

Außer der Zeit, wann eben nichts zu thun war, trug der Vater freilich Sorge, seinen Sohn Hans mitunter in die Schule

zu schicken, und da derselbe alles weit leichter als sein Bruder faßte, so geschah es, daß ihm außer dem Lesen, Schreiben und Rechnen auch noch etwas weniges vom Donat in den Kopf gebracht wurde. Um die Hausarbeit durfte er sich dagegen wenig oder gar nicht kümmern, sondern mußte außer den Schulstunden seine Zeit auf das Hackebrett, die Schalmei und Diskantgeige verwenden, solchergestalt er schon in seinem zwölften Jahre einem halb vollkommenen musikalischen Pfuscher so ähnlich wie ein Ei dem andern sah.

Der Vater hatte eine besondere Freude, daß Hans in seiner Profession so trefflich wohl einschlug und bei so jungen Jahren sein Brot nicht allein mit Musizieren, sondern vielmehr mit Haselieren verdienen konnte. Denn er machte sich mit den vornehmsten Liederträgern bekannt, kaufte ihnen jederzeit die neuesten und lustigsten Lieder ab, lernte sie aufs beweglichste singen und auf dem Hackebrette selbst dazu spielen und verdiente also, zumal wenn der Vater den Baß dazu brummte, manchen schönen Groschen besonders, welches Geld er freilich mehrenteils dem Schulmeister zuwendete, der ihm die Noten und das Orgelspielen lehrte.

Dem Schulmeister stand Hansens einschlägiger Kopf vor allen anderen sehr wohl an. Der junge Bursche lernte einen feinen Diskant singen und war bei den Kirchenmusiken, die sein Vater und dessen Konsorten, wenn sie mitspielen sollten, vorher auswendig lernen mußten, sehr gut zu brauchen. Vor allen Dingen ward er dem Schulmeister nützlich, wenn sie um die Neujahrszeit stapulieren gingen und auf den umliegenden Dörfern das neue Jahr sangen. Solches währte gemeiniglich vierzehn Tage bis drei Wochen, weil sie täglich selten mehr als ein oder ein halbes Dorf vornahmen. Sie setzten sich dann abends in die Schenke, wo Hans sein kleines Hackebrett und des Schulmeisters Geige aufzuheben gegeben hatte, fingen an zu singen und zu musizieren, und nahmen sich öfters auch kein Bedenken, zum Tanze aufzuspielen, da denn alt und jung Geld über Geld gab und dazu Maul und Nase über solche Virtuosen aufsperrte. Von allem, was sie verdienten, bekam Hans den halben Teil, es müßte denn sein, daß der Schulmeister die Teilung nach seinem Gefallen gemacht hätte, weswegen sich der alte Spielmann hernachmals mit ihm zankte und ihn des offenbaren Betruges beschuldigte. Hans war seines Orts vollkommen zufrie-

den, wenn er, so lange es währte, alle Tage acht, zehn, ja gar bis zwölf Groschen verdienen konnte, wofür ihm seine Mutter rote Brustläße, schöne Schuhe und Strümpfe kaufte, derweil er bunter Bänder die Genüge von den Bauerntöchtern auf Hochzeiten geschenkt erhielt.

Der ganze Handel kam indessen endlich vor den Pfarrherrn, der dem Schulmeister seinen Singsang legte und Hansen mit seinem Vater ebenfalls vor sich beschied, da er denn dem letzteren einen derben Verweis abgab, daß er seinen Sohn in allem ärgerlichen Leben erziehe, allerlei Schandlieder zu singen erlaube, ja, noch seine Freude darüber bezeige; ersterem aber mit der Zurückweisung vom Beichtstuhl und heiligen Abendmahle drohte, welches er in seinem vierzehnten Jahre zum erstenmal empfangen wollte, wofern er sich nicht bessern und in Güte von solchen Schandpossen ablassen würde.

Diese Drohungen verursachten so viel, daß Vater und Sohn ihr Gewerbe etwas heimlicher trieben und desto mehr Geld damit verdienten. Weil nun der Pfarrherr einige Kundschaft daraufgelegt und erfahren hatte, daß Hans an etlichen Orten, wo er wohl wußte, daß er seine Aufseher hatte, durchaus keine leichtfertigen Lieder mehr hatte singen wollen, so hielt er ihn für einen bekehrten Sünder und mithin für seinen besten Beichtsohn. Aber der fromme Mann erfuhr bald, wie er sich in seiner Meinung schändlich betrogen habe. Denn gleich des Tages darauf, nachdem er zum heiligen Abendmahl gewesen war, wurde Hans von seinem Vater in die nächstgelegene Stadt geschickt, um Saiten und Kolophonium einzukaufen. Der Pfarrer hatte dies erfahren und gab ihm einen Brief an den Buchdrucker selbiger Stadt mit, nebst dem Geheiß, ihm von diesem Manne einen Pack gedruckter Sachen zu überbringen. Wie nun Hans seine Dinge in der Stadt meistens ausgerichtet hatte, bei dem Buchdrucker aber eine gute Zeit warten mußte, während eine Anzahl Bettelleute ebenfalls mit gedruckten Sachen heimlich in der Kammer abgefertigt wurde, erblickte er in der Stube einen gedruckten Bogen unter dem Titel: „Vier schöne weltliche lustige Lieder. Das erste: Lisettchen hat Studenten-Gut im Arme u. s. w. Das andre: Wer kann die kranken Jungfern trösten? der u. s. w. Das dritte: Mei Hans kommt met mer ins Korn u. s. w. Das vierte: A Schmätzchen schmeckt wie Zuckerkant u. s. w. Gedruckt zu Köln am Rhein, da die wackern Mädchens sein."

Sein Herz im Leibe fing vor Freuden an zu hüpfen, da er diese allerneusten, noch nie erhörten vortrefflichen Lieder nebst beigesetzten bekannten Melodien ins Gesicht bekam. Er fragte mit ängstlichen Gebärden den Buchdruckergesellen, ob er diese Lieder zu verkaufen hätte, und was sie kosteten? Der Geselle forderte einen Groschen und antwortete auf Hansens Frage, wie es käme, daß diese so theuer, andere solche Stücken Papier aber um acht oder neun Pfennige wohlfeiler wären: „Ja, mein Sohn, neue Sachen gelten allezeit mehr und noch viermal so viel als die alten, ein anderer als Ihr müßte wohl achtzehn Pfennige dafür geben.“ Hans zahlte einen Groschen, steckte den Bogen zu sich und fragte: ob nicht mehr dergleichen Lieder vorhanden wären, indem er als ein junger Musiker ihrer höchst von nöten hätte und sein bares Geld schon wieder herauszubringen wüßte. Sogleich meldete sich der Meister selbst, brachte unzählige andere allerneuste Lieder, ließ sich aber besser behandeln als der Geselle, denn Hans bekam für sechzehn Groschen ein so starkes Pack Lieder, daß er es kaum ertragen konnte. Er sollte zwar für diese sechzehn Groschen seiner Schwester zwei Ellen blauen Kattun mitbringen, allein er gedachte: „Kattun ist alle Tage zu bekommen, dergleichen vortreffliche Lieder aber sehr selten, und legte also sein Geld mit Freuden an, in Hoffnung, sich mit seiner Schwester desfalls schon zu vergleichen. Im Hinweggehen steckte ihm der Buchdrucker noch ein ziemliches Pack dergleichen Lieder in den Busen und sagte dabei: „Mein Sohn, sagt Eurem Herrn Pfarrer ja nichts, daß Ihr diese Lieder von mir gekauft habt, auch sonst niemand etwas, sondern haltet dieselben heimlich, so will ich Euch in Zukunft mehrere für halb Geld zukommen lassen, denn ich habe fast alle Wochen ganz spanneue, und zwar die allervortrefflichsten, welche ein berühmter guter Meister in der Vers- und Singekunst macht, und wenn Ihr verschwiegen seid, will ich Euch jederzeit ein paar Stück in den Kauf geben.“ Hans versprach alles wohl zu merken, was der Meister ihm sagte, und reiste, über seinen erhandelten Schatz höchst vergnügt, von dannen. Kurz vor der Stadt begegnete ihm sein Bruder und brachte an: daß sein Vater nahebei auf einem Vorwerke Aufwartung hätte, und daß er eiligst dahinkommen sollte. Diesemnach gab Hans dem Bruder sowohl des Pfarrers als sein eignes Pack gedruckter Sachen, befahl ihm, das seinige in seine Lade zu schließen, dem Herrn Pfarrer aber das andre

auf die Pfarrwohnung zu tragen, und band ihm dabei sehr ernstlich ein, die Päcklein nicht zu verwechseln. Er selbst machte linksum und lief auf das Vorwerk zu, wo er seinen Vater mit zweien seiner Gehilfen in voller Arbeit antraf, jedoch um so freundlicher bewillkommt wurde, als die Kindtaufsgäste wenig Lust mehr zum Tanzen, desto größere aber, ihn singen zu hören, bezeigten und an seiner Ankunft bereits gezweifelt hatten. Hans verdiente mittels der Zugabe von den neuen Liedern, welche ihm der Buchdrucker in den Busen geschoben hatte, diesen ersten Abend redliche achtzehn Pfennige über die sechzehn Groschen, welche er seiner Schwester anstatt des Kattuns wiederzugeben schuldig war, und konnte nebst seinem Vater, der auf sein Teil auch über zwei Thaler verdient hatte, nach Mitternacht vergnügt nach Hause gehen. Sie legten sich, indem der Himmel schon zu grauen anfing, sehr ermüdet nieder, und Hans wäre gewiß durch nichts als durch die klappernden Teller zum Aufstehen bewogen worden, wenn ihn nicht einer von des Pfarrers Söhnen erweckt und mit auf die Pfarre zu gehen beredet hätte. Er kam dahin, eben da der Pfarrherr von der Mittagsmahlzeit aufstand, und dessen erste Frage war: von wem er das Pack Drucksachen an ihn zu bestellen empfangen hätte. Hans konnte nicht anders als der Wahrheit gemäß antworten: „Von dem Buchdrucker.“ Hierauf ergingen noch viel andere Fragen und Antworten, endlich aber kam es zu des Knaben größtem Schrecken heraus, daß sein dummer Bruder die Bündel verwechselt, die Lieder dem Pfarrer gegeben, dessen Sachen hingegen vermutlich in die Lade verschlossen hatte, welches er noch nicht eigentlich wissen konnte, weil derselbe bei seiner Heimkunft bereits im Bette, vor seinem Aufstehen aber schon mit dem Pfluge ins Feld gezogen war.

Der fromme Pfarrherr machte dem armen Burschen die Hölle siedend heiß und ihn ganz und gar zu einem Teufelskinde. Nachdem Hans ihm jedoch alles offenherzig bekannt und sich rechtschaffen zu bessern versprochen, auch dabei die bittersten Thränen vergossen hatte, fing er ihn wiederum an zu trösten und zu vermahnen, nahm aber das Bündel weltlicher Lieder, führte ihn in die Küche und verbrannte es in seiner Gegenwart auf dem Feuerherde, beschenkte ihn hingegen mit einer Bibel und einem Gebet- und Gesangbuche, dergleichen Sachen in des Spielmanns Hause teils schlecht, teils gar nicht anzutreffen waren.

Hansens armer, einfältiger Bruder mußte nachher das Gelag'

bezahlen, indem Vater, Mutter und alles über ihn allein her war; allein was half's? geschehene Dinge konnten nicht geändert werden. Hans trug dem Pfarrherrn sein Pack hin und bekam eine nochmalige gute Vermahnung, ihm sein Wort zu halten und ja beileibe keine schlechten Lieder mehr zu lesen, viel weniger zu singen. Allein ob er auch schon den ernstlichen Vorsatz gefaßt hatte, so wurde doch derselbe des leidigen Geldverdienstes wegen nicht allein von üppigen Leuten, sondern sogar von seinem Vater selbst in wenig Tagen dergestalt zernichtet, daß er nicht allein seine alten Lieder wieder hervorsuchte, sondern auch gegen die Herbstzeit, da es die meisten Hochzeiten zu geben pflegt, einen eignen Weg in die Stadt vornahm, um von dem Buchdrucker etwa für einen halben Thaler neue Lieder zu kaufen.

Er kam indessen bei diesem Bürger übel an. Nicht sobald hatte er sein Begehren mit der größten Freundlichkeit vorgebracht, so stieß der Meister die schändlichsten Lästerreden gegen ihn aus und schloß mit solch tröstlichen Worten: „Geh, du Spion, du Schelm, an den hellen lichten Galgen und sage dem, der dich abgeschickt hat, er solle sich um seine Postillenreiterei und um die weiten Ärmel am Pfaffenrocke bekümmern, andere ehrliche Leute in ihrer Nahrung aber ungehudelt lassen." Da Hans bald merkte, wohin der erboste Mann zielte, und welch wunderlichen Argwohn derselbe auf seine Unschuld gelegt hätte, so eröffnete er ihm das Verständnis mit treuherziger Erzählung seiner neulichen Verdrießlichkeiten und erhielt endlich mit großer Mühe von ihm, was er so eifrig suchte.

Es ist hierbei zu bemerken, daß dieser Buchdrucker für einen besonders frommen Mann gehalten sein und dem Scheine nach allen Heiligen die Füße abbeißen wollte, in der That aber ein Erzheuchler war, der die liederlichsten Sachen von der Welt und zwar um einen weit geringeren Preis als seinesgleichen druckte. Wegen der dem jungen Burschen verkauften ärgerlichen Lieder hatte ihm der Pfarrer in einem Briefe das Gewissen ziemlich geschärft und solchergestalt seine Galle über alle Maßen aufgerührt. Nur durch die glaubwürdigsten Beteurungen gelang es Hansen, seine Unschuld darzuthun und sich den Mann wieder insoweit zum Freunde zu machen, daß derselbe es sich gefallen ließ, nachher noch manches Hundert dergleichen und anderer lusterweckender Sachen durch ihn los zu werden.

In solcher löblicher Lebensart war nun fast Hansens fünfzehntes Lebensjahr verstrichen, und weil er schon ziemlich kunstmäßig auf der Orgel und anderen Instrumenten spielen konnte, ließ sich sein Vater endlich auf Zureden rechtlicher Leute bewegen, ihn zu einem Stadtpfeifer in die Lehre zu verdingen, damit er nach ausgestandenen fünf Lehrjahren für einen zünftigen Kunstpfeifergesellen gelten könnte. Sein Lehrherr nahm ihn mit Freuden für ein blutweniges Lehrgeld an, weil er schon geschickt war, ihm gute Dienste zu leisten. Allein der junge Mensch griff sich bei den Blasinstrumenten so scharf an und liebte außerdem das starke Bier- und Branntweintrinken so sehr, daß sich gleich nach Verlauf seines ersten Lehrjahres heftige Blutstürze einstellten, in deren Erwägung sich sein Vater gezwungen sah, ihn, seinen liebsten Sohn, wieder nach Hause zu nehmen. Es sah einige Zeit sehr schlimm mit dem kranken Hans aus, ja, der Arzt, welchen der Vater mehrenteils alle Wochen aus der Stadt holen ließ, zweifelte selbst an seinem Genesen; jedoch, nachdem er über anderthalb Jahr gekränkelt hatte, fand sich die Besserung nach und nach vollkommen ein.

Während der Krankheit hatte der Pfarrer seinen Beichtsohn sehr fleißig besucht und einen veränderten Menschen aus ihm gemacht, so daß er durchaus kein musikalisches Instrument zu Beförderung üppiger Lüste mehr anrühren wollte, ja es stellte sich bei ihm ein Ekel fast überhaupt gegen alle Musik ein, von der er doch sonst ein so großer Liebhaber gewesen war. Sein Vater wollte zwar haben, daß er wieder zum Stadtpfeifer in die Lehre gehen sollte; da aber der Pfarrherr von ohngefähr in einer Predigt den Spruch mit anbrachte: „Siehe zu, du bist gesund worden, sündige hinfort nicht mehr, auf daß dir nicht etwas Ärgeres widerfahre", ging derselbe dem guten Jungen dermaßen zu Herzen, daß er augenblicklich noch in der Kirche den Schwur that, die Musik liegen zu lassen und ein anderes ehrliches Handwerk zu erlernen. Noch selbigen Sonntags gegen Abend ging Hans zu dem Pfarrer, um sich wegen dieses Vorsatzes seines Rates zu erholen, und dieser schlug ihm sehr erfreut die Organistenkunst vor, weil er doch schon etwas davon gefaßt hätte; allein auch dazu war bei ihm alle Lust verschwunden. Andere Künste zu erlernen, schien etwas zu kostbar, deswegen fiel ihm endlich das Tischlerhandwerk ein und zwar bei der Gelegenheit, da des Pfarrers Bruder, als ein berühmter Meister,

in dasiger Kirche einen neuen Altar, Kanzel, Taufstein und Orgel bauen half.

Anfänglich wollte zwar sowohl bei dem Pfarrer als bei dem Meister ein Zweifel entstehen, ob Hans wegen ausgestandener gefährlicher Krankheit der mit diesem Handwerke verknüpften schweren Arbeit gewachsen wäre; er befand sich jedoch innerlich wie äußerlich so wohl ausgeheilt, daß er ihnen diesen Zweifel mit gutem Recht ausreden konnte, und wurde drum für ein billiges Lehrgeld, welches der Pfarrer zur Hälfte aus seinem Beutel bezahlte, dem Vater zum ziemlichen Verdruß in die Lehre genommen.

Es schien dieser Entschluß dem Himmel gefällig gewesen zu sein, denn Hans hatte seit der Zeit nie mehr den geringsten Anfall einer innerlichen Krankheit. Sein Meister war, wie gesagt, ein sehr künstlicher Mann, sonderlich im Furnieren und anderer subtiler Tischlerarbeit, außerdem nahm er wenig andere als Kirchenarbeit an, von gemeinen und groben Sachen gar nichts. Hans fand sich während der Lehrzeit in dem allermeisten nach seinem Wunsche; nachdem er aber ausgelernt hatte, blieb er noch zwei Jahre um halbes Lohn bei ihm und zwar deshalb, weil der Meister sich keine Mühe verdrießen ließ, ihn in den Hauptstücken der Architektur zu unterrichten, welche er sehr wohl verstand.

Mittlerweile war Hansens Vater gestorben, die Mutter abgebrannt, und die Kinder hatten ein jedes für sein Teil kaum zwanzig Gülden zu fordern. Hans schenkte seiner Mutter diese Erbschaft und reiste einige dreißig bis vierzig Meilen in die Welt hinein. Dieweil er etwas Rechtschaffenes in seinem Gewerbe gelernt zu haben ziemlich versichert war, so suchte er keine andere Arbeit als in den größten Städten und zwar bei solchen Meistern, die keine Markt- und Bauerarbeit machten, hatte auch immer das Glück, nicht lange auf der Bärenhaut zu liegen. Seine stille und anscheinend melancholische Lebensweise, die einen desto stärkern Fleiß bei der Arbeit beförderte, erwarb ihm gemeiniglich die Gunst der Meister, wenngleich auch einen heimlichen Haß bei den Mitgesellen. Doch machte er sich deshalb nicht die geringste Sorge und hatte im Gegenteile Vorteil davon, weil er so von vielen Ungelegenheiten, die durch das Saufen, Spielen und anderes liederliches Leben zu entstehen pflegen, befreit blieb.

Als Hans dereinst bei dem vornehmsten Tischlermeister in der

berühmten Residenz eines römisch-katholischen Bischofs in Arbeit stand, ward er eines Tages nebst einem Jungen in das Haus eines sehr reichen Mannes geschickt, um das Täfelwerk aus dessen Wohnstube zu reißen und dieselbe aufs neue mit Nußbaumholz auszutäfeln. Indem der Lehrjunge eben im Begriff war, eine Kanne Bier von der Ausgeberin zu holen, Hans aber das aus Holz geschnitzte, oben in einer Ecke angenagelte Bild des heiligen Bonifacius herunterzulangen, brach ihm der wurmstichige Heilige unter den Händen entzwei und schüttete aus seinem Leibe eine große Menge Goldstücke über Hansens Kopf aus, weswegen derselbe zwar ungemein erschrak, jedoch das Bild vollends herunterhob, die ausgestreuten Goldstücke alle in seine Mütze sammelte und befand, daß es sechshundertzweiunddreißig Stück Kremnitzer Dukaten waren.

Hans hatte diese Arbeit vollbracht, ehe der Lehrjunge mit dem Biere und der Hausknecht mit dem Mittagsbrote ankam, welchen letzteren er bat, dem Hausherrn zu sagen, er möchte augenblicklich in die Stube zu ihm kommen, weil er ihm etwas Besonderes anzuzeigen hätte. Da der Hausherr eben bei der Mittagsmahlzeit saß, so kam er nicht eher zur Stelle als nach aufgehobener Tafel, wodann er fragte, was es Besonderes gäbe? — „Mein Herr“, gab ihm Hans zur Antwort, „es wird Euch bewußt sein, daß die Lutheraner, als zu welcher Partei ich mich bekenne, nicht glauben, daß die verstorbenen Heiligen den annoch lebenden Menschen Wohlthaten erzeigen können; allein Euer heiliger Bonifacius, dessen vortrefflichen Namen ich zu seinen Füßen angeschrieben sehe, hat mich heute eines andern überzeugt. Denn ohngeachtet ich so unglücklich gewesen bin, seinen von Würmern ganz durchfressenen Körper zu zerbrechen, hat er mir dennoch dies Geschenk Euch als dem Hausherrn zu überreichen anvertraut.“ Bei diesen letzteren Worten setzte der junge Tischler seine mit Dukaten ausgestopfte Mütze vor sich auf den Tisch, und indem er sie öffnete, erstaunte der Mann ungemein, sagte aber weiter nichts als: „Verzieht ein klein wenig, ich muß doch dieses Heiligtum meiner Frauen zeigen“, und lief eiligst fort. Hans wartete länger als eine Stunde auf seine Zurückkunft und stand in der Hoffnung, er würde ihm wenigstens etliche Stück Dukaten Trinkgeld einhändigen; allein statt dessen kam bald hernach die Wache und führte ihn mitsamt dem Lehrjungen in Gewahrsam ab.

Solange er auf der Welt gelebt hatte, war dem jungen Tischler kein Zufall unvermuteter und wundersamer vorgekommen als dieser. Weil er ein gut Gewissen hatte, blieb er die ganze Nacht hindurch, wenn auch nicht ohne Verdruß, doch ohne große Bekümmernis. Am folgenden Morgen aber wurde der Junge von ihm hinweg- und er selbst etwa eine Stunde darauf, in Ketten geschlossen, vor das geistliche Gericht geführt, bei dem ihn der Hausherr nicht allein auf einen vermutlichen Diebstahl, sondern auch wegen Lästerung Gottes und seiner Heiligen angeklagt hatte. Hans verantwortete sich nach seinem guten Gewissen, so gut er konnte, erzählte die ganze Sache nach ihren wahrhaften Umständen und wurde wieder zurückgeführt, eine halbe Stunde hernach aber noch einmal so hart geschlossen.

Trotzdem, daß sein Meister ein sehr eifriger Katholik war, hatte derselbe kaum Erlaubnis bekommen, ihn mündlich zu sprechen. Er erforschte deswegen desto genauer, was die Sache nach Hansens Vorgeben für eine Bewandtnis habe, und da er endlich den Verlauf von ihm vernommen hatte, sprach er: „Traget nur Geduld und bleibet bei der reinen Wahrheit, ich hoffe, Ihr sollt morgen oder übermorgen bei dem Bischofe selbst zum Verhör kommen.“ Solches traf ein, denn nach Verlauf zweier Nächte wurde Hans von den Ketten befreit und geradeswegs in des Bischofs Palast, ja sogar in dessen Zimmer geführt, wo der ehrwürdige Herr auf einem Stuhle saß und das wurmstichige Bildnis des heiligen Bonifacius auf einem kleinen Tische vor sich liegen hatte. Zu seiner Seite standen verschiedene Bedienten, etwas weiter unten der Ankläger, der die Mütze mit den Dukaten in Händen hatte, und dann der Meister. Sobald der Angeklagte seine Verbeugung gemacht hatte, sprach der Bischof mit einer zornigen Gebärde: „Bist du der frevle Ketzer, welcher das wunderthätige Bild des heiligen Bonifacius boshafterweise zerbrochen und überdies schimpflich von demselben gesprochen hat?“ — „Hochwürdigster, gnädigster Herr!“ gab Hans zur Antwort; „ich rufe den Gott, den sowohl die lutherischen als die römisch-katholischen Christen anbeten, zum Zeugen an, daß ich dieses Heiligen Bild nicht mutwilliger- oder boshafterweise zerbrochen habe, sondern daß es mir, gleichwie es dem Anscheine nach sehr wurmstichig ist, unter den Händen entzweigegangen und zwar vermutlich nicht ohne sonderbare göttliche Fügung, damit der darinnen verborgene Schatz dem Hausherrn

zu gute kommen sollte. Ich bin allein gewesen und hätte mit leichter Mühe das Geld beiseite schaffen können, allein mein Gewissen ist zu eng, dergleichen Gut, so mich nicht für den Eigentümer erkennt, an mich zu bringen, und es hat mich hingegen angetrieben, solches dem Hausherrn einzuliefern und auf einen ihm selbst beliebigen Dank zu warten, wiewohl mir meine Redlichkeit übel belohnt worden ist." Hierauf sah der Bischof den Ankläger an, welcher in die empfindlichen Worte ausbrach: „Hochwürdigster! dieser Kerl ist ein Schelm, wie alle Ketzer sind. Man lasse ihn auf die Tortur bringen, so wird er nicht allein gestehen, daß er das heilige Bild, welches ich höher als eine Tonne Goldes geschätzt und täglich hundertmal geküßt habe, mutwilligerweise zerbrochen, sondern mir auch daraus mehr denn dreizehnhundert Dukaten entwendet hat. Denn da mein seliger Großvater auf dem Totenbette lag und seine Erben, zweitausend Stück Kremnitzer Dukaten vermissend, ihn befragten, wo er dieselben hingelegt hätte, wies er beständig mit dem Finger auf den heiligen Bonifaz, konnte aber, weil ihm ein Schlagfluß die Zunge gelähmt hatte, weiter nichts mehr herausstammeln als: ‚San-ctus Bo-ni-fa-cius, San-ctus Bo-ni-fa-cius hat al-les.' Ich erinnere mich dessen in meinem achtundsechzigsten Jahre noch so wohl, als ob es vor acht Tagen geschehen wäre, ungeachtet ich damals nur ein Knabe von vierzehn Jahren war. Wir sämtlichen Erben haben nach der Zeit rund um das Bild herum gesucht, aber nichts gefunden, bis es dieser diebische Ketzer endlich entdeckt und mehr als die Hälfte davon genommen hat." — „Gerechter Himmel!" rief der arme Hans aus; „ist es möglich, daß in einer so kleinen Höhlung mehr als so viel Dukaten Raum haben? man lasse das Bild zerteilen und nachsehen, ob sich vielleicht noch mehr geheime Öffnungen darin finden; ich bezeuge nochmals bei allem, was heilig ist, daß mir nicht mehr als sechshundertzweiunddreißig Goldstücke zu handen gekommen sind, kann auch unmöglich glauben, daß etwa ein oder etliche Stück auf dem Boden des Zimmers sich verlaufen hätten, denn es ist alles glatt, eben und ohne Löcher." Der Bischof betrachtete das Bild etwas genauer und befand, daß die weiteste Höhlung in der Brust desselben war; von dem Scheitel aber ging ein Loch herunter, dergleichen in den Sparbüchsen zu sein pflegt, welches zu alleroberst sehr dünn und mit gelbem Wachs vollgegossen war. Deswegen ließ er alles Wachs herausschmelzen,

das Bild im Bruche ordentlich aufeinander setzen und die sechshundertzweiunddreißig Stück Dukaten einen nach dem andern hineinzählen. Da dieses geschehen, das Loch aber noch nicht erfüllt war, mußte der bischöfliche Schatzmeister einen großen Beutel mit Kremnitzer Dukaten herbeibringen, deren etliche gezeichnet und hineingesteckt wurden; allein da der Schatzmeister den dreizehnten Dukaten hineingesteckt hatte, war das Loch schon bis oben angefüllt. Nachher mußte Hansens Meister eine saubere Säge herbeischaffen und das Bild von unten auf in vier Teile schneiden, wobei sich weder Gold noch fernere Höhlung darinnen fand. Der Ankläger bestand also wie Butter an der Sonne, und ob er gleich noch viele Winkelzüge machen wollte, so kehrte sich dennoch der Bischof nicht im geringsten daran, sondern that zu aller Menschen Verwunderung, gegen den Ankläger gewendet, diesen unerwarteten Ausspruch: „Höret, mein Freund! es erhellt aus allen Umständen, daß Ihr ein unersättlicher Geizhals und mit dem Schatze, den Euch dieser ehrliche Kerl eingeliefert hat, aus keinem andern Grunde unzufrieden seid, als weil Ihr Euch verbunden gesehen habt, ihm ehrenhalber ein ansehnliches Geschenk davon zu geben. Ich werde deswegen sprechen, was Rechtens ist: Es werde diese Summe in drei gleiche Teile geteilt; der erste Teil gebührt vor allen Dingen dem heiligen Bonifacius, der die ganze Summe seit so langen Jahren, in den gefährlichen Kriegsläuften vor den Raubklauen der französischen Soldaten, vor den langen Fingern der Diebe, vor Feuer, Wasser und anderm Unglücke sicher erhalten hat. Der andere Teil kommt von Rechts wegen dem Hauswirte zu, der dritte aber ohne allen Streit dem glückseligen Finder des Schatzes, und es schadet hierbei gar nichts, daß er seinem eignen Geständnisse nach ein Ketzer ist, denn man muß die Treue und Redlichkeit als eine von den vornehmsten Haupttugenden auch bei Feinden belohnen."

Es fehlte wenig, der ungerechte Ankläger wäre über diesen Urteilsspruch in Ohnmacht gefallen; er wollte zwar noch sehr viel Einwendens machen, allein es blieb dabei, und zum größten Gelächter aller Anwesenden wurde der letzte Betrug ärger als der erste. Indem nämlich der Ankläger mit zitternden Händen zugreifen und seinen abgezählten dritten Teil hinwegnehmen wollte, sprach der Bischof: „Haltet ein, mein Freund, ich habe noch etwas zu erinnern: Der heilige Bonifacius ist durch Eure ungestüme Anklage mehr beleidigt als durch die leichtsinnigen

Reden des gegenwärtigen Ketzers, denn um Euretwillen ist man genötigt worden, denselben zu vierteilen. Sehet, er wird in Zukunft Kleider von nöten haben, solche ihm unschuldig zugefügte Schmach zu bedecken; auch ist's billig, daß man ein so uraltes und wunderthätiges Heiligenbild wieder zusammenleime und ihm zur Erstattung seiner Ehre einen Altar aufrichte. Zu diesem heiligen Gestifte werdet Ihr Euren Anteil des Geldes am allerbesten anzulegen wissen und damit Eure Schuld büßen. Gegenwärtiger Ketzer soll von seinem Anteil ebenfalls fünfzig Dukaten dazu geben, damit er in Zukunft bescheidener und andächtiger von den verstorbenen Heiligen reden lerne." Hierbei mußte es bleiben, der Ankläger mochte sich so verzweiflungsvoll anstellen, als er wollte. Hans bekam zu seinem Teile hundertsechzig Kremnitzer Dukaten, zwei Kaisergulden und etliche Batzen richtig in den Hut gezählt und zugleich die Freiheit, hinzugehen, wo ihm beliebte. Weil nun der ganze Streich und mancherlei desfallsige lustige Stadtgespräche dem jungen Tischlergesellen Verdrießlichkeiten zugezogen hatten, so setzte er seinen Stab etliche zwanzig Meilen weiter und kam zu einem Meister, der im Nonnenkloster die Tischlerarbeit zu einer Orgel und zugleich viele andere Dinge im Kloster und in der Kirche zu machen hatte. Von da aus schickte Hans hundertundzwanzig Stück Dukaten an den Pfarrer seines Geburtsortes und schrieb ihm den gehabten wunderlichen Zufall, indem er ihn bat: das seinetwegen ausgelegte Lehrgeld von der Summe wegzunehmen, seiner Mutter fünfzig Gulden zum völligen Ausbau des abgebrannten Hauses und besserer Nahrung auszuzahlen, das übrige aber bis zu seiner Zurückkunft in Verwahrung zu halten. Er bekam auch wenige Wochen hernach von dem braven Manne eine eigenhändige Antwort, worin er ihm nicht allein alles, was seit seiner Abreise Veränderliches vorgegangen war, berichtete, sondern auch eine gerichtliche Abschrift der seiner Mutter übergebenen Quittung über den Empfang der hundertundzwanzig Stück Dukaten und der ihrigen über die ihr davon ausgezahlten fünfzig Gulden sendete, mit dem Bedeuten, daß er die Wiedererstattung des ausgelegten Lehrgeldes bis zu seiner Rückkehr ausgesetzt wissen wolle und einstweilen das übrige Kapital an sichere Orte auf Zinsen ausgethan habe.

Hans hatte Geld genug zurückbehalten, um sich saubere Kleidung, Wäsche und andere Bedürfnisse anzuschaffen, verdiente

auch unter dem neuen Meister bei dem Orgel- und Klosterbaue von Zeit zu Zeit ein schön Stück Geld, dessen größten Teil er dazu anwendete, bei einem Baumeister in der Architektur die neuesten und besten Stücke zu erlernen und auch bei dem Orgelbauer die ihm noch unbewußten Stücke seiner Kunst auszuforschen. Es ging ihm auf beiden Seiten sehr wohl von statten, da er dazu alle seine müßigen Stunden, in denen andere sich vergnügten, verwendete. Mit dem ältesten Orgelbauergesellen, der bereits einen Meister hätte abgeben können, stiftete er binnen wenig Wochen eine vollkommene Freundschaft und erlernte also von ihm auch die Vorteile, welche er und sein Meister sonst als Geheimnisse zu halten pflegten.

Nachdem Hans aber eigentlich vermerkt hatte, daß dieser Freund öfters in eine große Tiefsinnigkeit verfiel und dabei unzählige Seufzer ausstieß, lag er ihm so lange an, bis derselbe ihm endlich offenbarte, daß er sich aufs äußerste in eine Nonne verliebt, mit welcher er zwar noch kein einziges Wort gesprochen, jedoch mehr als zwölf Liebesbriefe gewechselt hätte.

Hans belachte diesen Streich von Herzen und wollte seinen Freund und Glaubensgenossen von solcher gefahrbringenden Liebe abmahnen, allein der Orgelbauer seufzte und sprach: „Ach! mein wertester Freund, wenn Ihr meine Nonne, welche die vornehmste Sängerin ist und jetzt in Ermangelung der Orgel das Klavier spielt, nur ein einziges Mal sehen solltet, so würdet Ihr ganz anders reden. Ich bin versichert, daß die schönen Kinder ebenso gern Männer hätten, als wir das Leben haben, allein ich weiß mich auf kein Mittel zu besinnen, meine Liebste aus diesem verzweifelten Käfige zu entführen."

Des Tischlers Neugier erstreckte sich so weit, den Orgelbauer zu ersuchen, ihm gelegentlich diese gerühmten Schönheiten sehen zu lassen, und es verhieß ihm dieser, ihm binnen drei Tagen zu willfahren, wofern er sich nicht die Mühe verdrießen lassen wolle, in einem engen Behältnisse mit einiger Unbequemlichkeit eine ganze Nacht hindurch auf den vortrefflichen Anblick zu warten. Hans versprach, alles zu thun, was er von ihm verlangen und irgend selbst thun könne, und so sperrte der andere ihn und sich selbst eines Abends, nachdem sie ihre Mitarbeiter fortgeschickt und die Kirchthüren hinter sich abgeschlossen hatten, in ein enges Behältnis des neugebauten Orgelgehäuses ein, wo sie nur sehr unbequem sitzen und kaum ihre mit hinein ge-

nommene Weinflasche nebst Zwieback zum Munde führen konnten. Weil indessen um die damalige Jahreszeit sehr warme Nächte waren, so kam ihnen diese Nachtwache nicht eben zu beschwerlich an, und es machte sie nur die Möglichkeit bange, sich im Betreffungsfalle vielleicht das größere Verbrechen, die Kirchenräuberei, schuld gegeben zu sehen. Sie zagten überdies um die Mitternachtzeit beide vor Gespenstern und Bethörungen; jedoch alle dergleichen fürchterliche Gedanken verschwanden, da gegen Morgen das ganze Orgelchor von musikalischen Nonnen zur Feier des Festes der Heimsuchung Mariä angefüllt wurde. Zeitlebens hatte Hans keine angenehmere Musik gehört als diese, welche von alten und jungen Nonnen gemacht wurde. Sie spielten nicht allein allerhand Arten von Instrumenten, sondern die Vokalmusik war dermaßen bestellt, daß er vor Vergnügen immer in einen Klumpen zu sinken meinte. Seine Vernunft raffte sich freilich ein wenig zusammen, da eine alte, sehr runzlichte Nonne mit der penetrantesten Baßstimme eine Arie solo sang; sobald aber eine andere, welche als Kapellmeisterin den Takt führte, mit einer der lieblichsten Nachtigall gleichenden Diskantstimme das darauf folgende Recitativ herausdrechselte und der Orgelbauer seinem Freunde das verabredete Zeichen gab, daß dieses seine verliebte Briefstellerin sei, hätte derselbe abermals vor übermäßiger Verwunderung aus der Haut fahren mögen. Inzwischen stand ihm die Nonne, welche den Baß sang, beständig im Wege, die auf dem Klavier spielende Nonne im Gesicht zu sehen, so lange bis das Musikstück völlig abgethan war. Indem nun das alte Brummeisen auf die Seite trat, war die wunderschöne Organistin eben im Begriff, die bei ihr stehenden zwei Wachslichter zu putzen, und also fiel dem jungen Tischler ihre unvergleichliche Gesichtsbildung auf einmal in die Augen. Dieser einzige erste Anblick war vermögend, sein Herz vollkommen verliebt zu machen, so daß er kein Auge von der Nonne verwenden konnte, bis ihm endlich dazwischentretende andere seine Aussicht verhinderten. Als er nachher die eingebildete Glückseligkeit aufs neue hatte, wurde seine heftige Liebe dermaßen befestigt, daß er beschloß, sogar sein Leben daran zu wagen, um sein oft den Vorteil zu erlangen, mit ihr Briefe zu wechseln, gleichwie sein Gefährte mit der seinigen.

Die Frühmette ging den verliebten Thoren mehr als zu schnell vorüber, und die Kirche ward von den Nonnen und allen an=

dern Leuten verlassen. Sein Gefährte fragte ihn, ob sie sich davonschleichen oder noch etliche Stunden verziehen und die hohe Messe abwarten wollten? Hans erwählte das letztere und gab vor: daß er eher drei Tage und Nächte ohne Essen, Trinken und Schlafen verbleiben, als dieses Vergnügens, welches so wenig Mühe kostete, beraubt leben wollte. Weil nun der Orgelbauer vermerkt hatte, daß seine Geliebte einen kleinen, von ihm unter ihr Singepult gesteckten Brief zu sich genommen, so sagte er, auf seine Mutmaßung hin, ganz leise zu seinem Freunde: „Wo es wahr ist, mein Lieber, daß Ihr in die schöne Klavierspielerin verliebt seid, so bin ich deßfalls bereits Euer Freiwerber gewesen und versichert, daß diese vertrauten Schwestern eben jetzt im Begriff sein werden, meinen Brief zu lesen; seid Ihr aber ja bei einer solchen Schönheit von Eisen und Stahl, so stellt Euch zum wenigsten eine Zeitlang verliebt, damit Ihr mir mein Spiel nicht verderbt, denn da meine Liebste einmal die Unbehutsamkeit gehabt hat, ihr Liebesgeheimnis ihrer vertrauten Gespielin zu offenbaren, muß ich in beständiger Furcht schweben, daß die letztere nicht verschwiegen genug sei, sondern aus Neid eine Verräterin werden möchte, welches aber nicht leicht geschehen kann, wenn sie selbst etwas Liebes weiß.“ — „Ach, mein Freund!“ gab ihm Hans zur Antwort; „mein Herz brennt vor Liebe lichterloh, allein ich zweifle sehr, daß mich die schöne Nonne zu ihrem Liebsten annehmen möchte, denn sie scheint mir ihrer Gebärden wegen von etwas hohen Sinnen und vornehmem Stande zu sein.“ — „Ich weiß das besser“, versetzte der Gefährte; „sie ist zwar eines Edelmanns Tochter, aber wegen der vielen Geschwister und unzulänglichen Mittel von ihrer Mutter nach dem Tode des Vaters mit Gewalt ins Kloster gesteckt worden. Ach!“ fuhr er fort, „die Liebe zur Freiheit und zu einem rechtschaffenen Kerl kann ein Frauenzimmer leicht dahin bringen, die Eitelkeiten eines höheren Standes hintanzusetzen und ihn zu heiraten, sobald er nur sein Gewerbe aus dem Grunde versteht. Überdies weiß ich gewiß, daß sie an die dreihundert Speziesthaler in Gold und Geschmeide hat, welche wohl mit List fortzuschaffen wären, fänden wir die Gelegenheit zur Flucht.“ — „Wenn ich nur die Person erst in meiner Heimat hätte“, sprach Hans; „ich machte mir wenig oder nichts aus dem Heiratsgute, weil ich zu meinem Anfange schon Geld zur Genüge weiß.“

Indem er ferner reden wollte, wurde die hinterste Thüre, welche aus dem Kloster aufs Orchelchor führte, geöffnet, und die sich sehr still haltenden Gesellen sahen mit zitternden Freuden ihre beiden Geliebten ankommen.

Die zwei Nonnen setzten sich an das Klavier, stimmten es und zogen etliche Saiten auf; endlich aber brachte die Sängerin, welche Karoline hieß, ein Schreibzeug nebst einem Blatt Papier hervor und beschrieb das letztere auf dem Pulte, da inmittelst die zweite Schöne, die sich Lucia nannte, ihr über die Achsel sehend, sprach: „Schwesterchen, du schreibst zu viel; ich habe ja den lieben Menschen noch nicht ein einziges Mal recht im Gesichte gesehen, viel weniger ein Wort mit ihm gesprochen; laß ihn doch erstlich einmal sich mir irgendwo zeigen." — „Schweig, Lucia", antwortete Karoline, „ich weiß schon im voraus, daß er dir im Herzen wohlgefallen wird, sobald du ihn nur von fern her siehst. Wo es heute nicht geschieht, sollst du doch aufs längste morgen einen Brief von ihm haben."

Gleich mit Endigung dieser Worte ließ der Orgelbauer die oberste Klappe von dem Verschlage herunterfallen, in welchen er sich mit seinem Freunde versteckt hatte, und sagte: „Erschreckt nicht, schönste Kinder, eure allergetreusten Liebhaber sind hier gegenwärtig und haben von gestern abend an auf das Vergnügen gehofft, euch durch diese kleinen Löcher zu sehen. Da wir nunmehr den erwünschten Vorteil haben, euch zu sprechen, so erkläret euch, ob ihr unsre heftige Liebe auf ehrliche und eheliche Weise vergnügen wollt, dafern wir erst Gelegenheit genommen haben, euch aus diesem Kerker in unser Vaterland zu führen." Die guten Kinder erschraken anfangs heftig, erholten sich aber gar bald und führten das treuherzigste Gespräch mit ihren beiden Liebhabern. Kurz, da keines an dem andern etwas auszusetzen fand, so wurde das Verlöbnis in der Geschwindigkeit geschlossen, sie schwuren sich einander ewig feste Treue zu, und die Jungfrauen versprachen, sich allerwärtshin entführen zu lassen. Nach fernerer Abrede kehrten sie beide zurück, und die Männer schlichen sich, ohne von jemand bemerkt zu werden, noch eine gute Stunde vor Anfang der hohen Messe zur Orgel und Kirche hinaus.

Wenn Hans betrachtete, wie sich binnen so wenig Stunden seine ganze Natur in einen verliebten Hasenfuß verwandelt hatte, mußte er sich selbst auslachen. Es fielen ihm zwar ein und an-

dere Skrupel wegen dieser plötzlichen Verbindung in die Gedanken; allein das stets vor seinen Augen schwebende Gesicht der schönen Lucia und seine heftige Liebe wären vermögend gewesen, seinen ganzen Verstand, viel weniger dergleichen gering scheinende Grillen zu verscheuchen.

Nach diesem liefen beinahe vier Monate vorbei, binnen welcher Zeit die beiden Gesellen ihre Geliebten zwar öfter sehen und Briefe mit ihnen wechseln, aber nur zweimal auf einige Minuten sprechen konnten und sich deswegen auf allen Seiten immer heftiger von der Liebe angefochten fühlten. Die meiste Arbeit an der Orgel war gethan, es stand also zu befürchten, daß ihnen in Zukunft die beste Gelegenheit abgeschnitten werden möchte, überdies rückte die rauhe Herbstzeit stärker heran, und so schickten die jungen Männer ihre besten Sachen nach und nach fort in eine andre Stadt zu den Anverwandten des Orgelbauers. Die frommen Nonnen machten sich auch kein Bedenken, ihr Geld, Geschmeide und andere leicht fortzubringende Sachen bei nächtlicher Weile in die Hände ihrer Liebhaber zu liefern, welche zwei Offizierskleider fertigen ließen und zwei Degen, Stöcke, Hüte, und was ein paar Kavaliere sonst noch nötig hatten, kauften, sich selbst aber zwei Bedientenkleider anschafften, um solchergestalt mit den als Offiziere verkleideten Nonnen glücklich von dannen zu kommen. Der Orgelbauer bestellte nach völlig genommener Abrede in der nächsten Stadt eine Extrapost, welche auf einen gewissen Tag und Stunde bereit stehen sollte, zwei Offiziere mit ihren Dienern abzuführen; in der Vorstadt ihres Wohnorts mietete er einen Lohnwagen, der alle Minuten, wenn es ihm beliebte, abfahren konnte, und in den er auch die übrigen Sachen hinaustragen ließ, und endlich, wie die Offizierskleider bei Tage heimlich in die verschlossene Orgel gebracht worden waren, verschlossen sich auch die unternehmenden Liebhaber mit Feuerzeugen und Blendlaternen selbst hinein. Die Nonnen versäumten nicht, sich zu bestimmter Zeit einzufinden, kleideten sich mit den Offizierskleidern, weißen Perücken und allem Zubehör in der Blasebalgskammer um und wurden von den Entführern glücklich zur Kirche und in die Vorstadt hinaus geleitet, wobei diese zugleich die eingepackten Nonnenkleider nebst noch einigen andern mitgebrachten Sachen unter ihren Mänteln mit forttrugen.

Es war abends noch nicht völlig zehn Uhr, da sie die Stadt

ihres bisherigen Aufenthalts verließen. Mit dem anbrechenden Tage trafen sie bei der bestellten Extrapost ein, welche sich, inmittelst sie einige Erfrischungen zu sich nahmen, völlig fertig machte und aufs allergeschwindeste davonfuhr, und nachdem sie noch zwei andere Stationen zurückgelegt hatten, erreichten sie einen Ort, wo unter der Botmäßigkeit eines protestantischen Landesherrn sattsame Sicherheit für sie anzutreffen war, um einige Tage daselbst auszuruhen. Während derselben hatten sie Zeit genug, die Priorin und die andern Klosterschwestern ins Fäustchen auszulachen, zumal da die Mädchen ihren Geliebten erzählten, wie sie beiderseits ihre Zellen aufs allerbeste verschlossen, die Schlüssel aber sowohl als die Kirchschlüssel nebst zweien Abschiedsbriefen in ein Schnupftuch gebunden und zwischen die Blasebälge gesteckt hätten, wo sie die Schwester Kalkantin mit der Zeit schon finden würde. Die Liebhaber ließen bei der Gelegenheit ihren Nonnen feine Frauenkleider zurechtmachen, weil sie sich nicht getraueten, sie als Offiziere weiter durchzubringen, und die Mädchen auch selbst, als ungemein fromm, keusch und züchtig, dergleichen Kleider nicht ferner tragen wollten. Der Orgelbauer, von Geburt ein Hesse, trennte sich in diesem Lande mit seiner Liebsten von dem jungen Tischler und zwar in einer Stadt, wo sich viele Studenten befanden. Der Abschied, welchen die zwei Klosterschwestern voneinander nahmen, war ungewöhnlich zärtlich, indem sie solchermaßen sehr weit voneinander zu wohnen kommen sollten. Da nun Hans mit seinem guten Freunde die Abrede getroffen hatte, an diesem Orte so lange zu verweilen, bis ihre bei dessen Anverwandten eingesetzte Sachen ankämen, und ihm seinen Koffer nachzuschicken, so bewegte ihn seine Geliebte öftere Male zu einem Spaziergange, wobei sie nicht selten wünschte, bereits an Ort und Stelle zu sein, damit sie sich ordentlich trauen lassen und die Haushaltung anfangen könnten, obgleich sie ihm vorerst nicht die geringsten Vertraulichkeiten und nicht einmal einen Kuß auf den Mund gestattete, welche Liebkosungen, wie sie beständig sagte, nicht eher als bis nach geschehener Kopulation anzustellen schicklich sei.

Mittlerweile traf Hans von ohngefähr einen ehemaligen in dieser Stadt Meister gewordenen Nebengesellen an, der daselbst eine reiche Heirat geschlossen hatte und nicht abließ, bis er ihm versprach, den folgenden Abend sein Gast zu sein. Er beurlaubte sich deshalb bei seiner Liebsten, kam aber zeitig in seine Woh-

nung zurück, wo er sie mit einem schwarzgekleideten, sehr wohl aussehenden Menschen im eifrigen Gespräche an einem kleinen Nebentische sitzend fand. Ungeachtet noch etliche Personen in der Stube gegenwärtig waren, entfärbte sich doch die vormalige Nonne ziemlich bei Hansens Ankunft. Nichtsdestoweniger gab er ihr die freundlichsten Mienen und bat um Erlaubnis, sich bei ihnen niederzulassen und dem schwarzgekleideten Herrn eine Pfeife Tabak anzubieten, die derselbe mit größter Bereitwilligkeit annahm, indem er den jungen Tischler und seine Nonne treuherzig genug machte, ihm und den andern Anwesenden ihre ganze Lebensgeschichte zu erzählen. Als es fast Mitternacht war, bedankte sich der Schwarze bei dem arglosen Jünglinge für die ihm erzeigten Gefälligkeiten und bat, daß er sich die Freiheit nehmen dürfte, ihm des andern Morgens mit einem Kaffee und einer Flasche Wein aufzuwarten, welches Hans zwar indessen annahm, da ihm dieses Mannes Wesen sonderlich wohlgefiel, sehr frühzeitig aber alles selbst zurechtmachen ließ, so daß er den Fremden den ganzen Vormittag als seinen Gast bewirtete. Nachmittags langten auf der Post Hansens und seines gewesenen Gefährten Sachen an. Hans löste sie alsbaldigst aus und ließ die letzteren gleich weitergehen. Nachdem er aber Anstalten getroffen hatte, nächsten Tages selbst abzureisen, und gegen abend ausgegangen war, um von seinem Freunde Abschied zu nehmen, fand er bei seiner Rückkunft den Schwarzrock abermals im eifrigen Gespräche mit seiner Liebsten vor. Sie gab ihm, als derselbe ihnen eine glückliche Reise gewünscht hatte und fortgegangen war, auf seine sehr freundlich an sie gestellten Fragen, welcherlei Reden sie mit ihm geführt habe, allerdings zu seiner Freude die Antwort, er habe ihr die Irrtümer der römisch-katholischen Kirche entdeckt. Allein seine Leichtgläubigkeit zeigte ihm hernach ganz andere Irrtümer an; denn da er frühmorgens nach seiner Liebsten sehen ließ, die in der Höhe ihre besondre Kammer hatte, war sie über alle Berge und hatte den Schlüssel zu ihrem gemeinsamen Reisekoffer in einen auf den Tisch gelegten Brief folgenden Inhalts gesiegelt:

„Mein guter Freund!

„Ich habe Euch bis diese Stunde für einen frommen, tugend- und gewissenhaften Menschen erkannt, der allein wegen seiner Treue und Redlichkeit von der schönsten Person auf der Welt

geliebt zu werden verdient. Nehmt mir es indessen nicht übel, daß ich Euern Gedanken nach eine Untreue an Euch ausübe: es ist mir unmöglich, mich mit Euch zu verehelichen. Sollte ich dieserwegen eine Ursache anzugeben gezwungen sein, so wüßte ich keine andre vorzubringen als diese: daß es mir eben unmöglich ist; ungeachtet ich an Eurem ganzen Wesen nichts auszusetzen weiß. Ich glaube, daß Euch der Euch desfalls verursachte geringe Verdruß weit leichter zu ertragen sein wird, als wenn Ihr zeitlebens mit mir eine unvergnügte Ehe führen solltet. Eures mir gethanen Schwures seid Ihr hiermit ledig, erlaßt mir dagegen auch meine leichten Versprechungen. Macht Euch keine Mühe mich aufzusuchen, denn ich weiß gewiß, daß Ihr meine Person so wenig finden als zwingen sollt. Von Euren Sachen habe ich mit Wissen und Willen nichts mitgenommen, hingegen Euch etwas von dem meinigen zum Angedenken nebst zweihundert Thalern für gehabte Mühe und Reisekosten im Koffer zurückgelassen. Lebt wohl, vergebt mir meinen Fehler, den ich zu begehen mich von meinem Schicksal gezwungen sehe, und haltet mich außerdem für Eure dankbare Freundin, Lucia."

Hans hätte verzweifeln mögen, da er diesen Brief sozusagen in einem Atem mehr als zehnmal überlesen hatte. Die Post rückte angespannt vor die Thür; er konnte sich aber unmöglich entschließen, mitzureisen, sondern blieb in vergeblicher Hoffnung, seine Geliebte auszuforschen, da. Weil die Wirtsleute ein heimliches Gespött über seine Klagen trieben, so merkte Hans gar bald, daß die Karte falsch gespielt worden war, und ärgerte sich zwar nicht wenig darüber, bedachte aber doch letztlich, daß bei unveränderlichen Sachen die Vergessenheit das beste Mittel ist, und reiste ganz verwirrt in sein Geburtsdorf, allwo ihn sein getreuer Vormund, der gute Pfarrer, durch vernünftige Vorstellungen bald wieder zufriedenstellte. Hansens Mutter war mittlerweile gestorben, zwei Schwestern sehr gut verheiratet, die jüngste diente beim Pfarrherrn; der Bruder aber, welcher ebenfalls geheiratet und bereits zwei Kinder erzeugt, hatte das väterliche Haus angenommen, worauf Hansens Erbteil noch stand. Da derselbe nun über vierhundert Thaler Geld mitbrachte, so legte er es meistenteils an Feldgüter, die er dem Bruder zur Verwaltung übergab, weil sich der Pfarrer zum Aufseher anbot. Auch nahm er sein ihm von diesem nebst den Zinsen vorgelegtes Kapital nicht an, sondern ließ es in seinen Händen und ging,

nachdem er jeder seiner Schwestern ein ansehnliches Heiratsgeschenk verschrieben, dem braven Seelsorger aber zur Dankbarkeit verschiedene wesentliche Hausratsstücke furniert hatte, wieder in die Welt hinein.

Es begegnete ihm binnen etlichen Jahren nichts Besonderes, außer daß ihm die Lust ankam, seinen ehemaligen Gefährten, den Orgelbauer, im Hessenlande zu besuchen, um zu erfahren, wie er mit seiner Nonne lebte. Unterwegs hatte er im Walde das Unglück, von Zigeunern ausgeplündert und bis aufs Hemde ausgezogen zu werden. Das wenige Geld, so er bei sich gehabt hatte, wäre in betracht, daß er sein Leben als eine Beute davontrug, zu vergessen gewesen; aber es kränkte ihn schmerzlich, daß er von einem Dorfe zum andern betteln mußte und doch kaum so viel erbetteln konnte, seine Blöße mit alten Lumpen zu bedecken. Er kam zuletzt in ein großes Dorf, wo seine erste Frage nach der Pfarrwohnung war, weil doch von Rechts wegen die Bewohner derselben am barmherzigsten sein sollen.

Hans pochte an, die Magd öffnete die Thür und hieß ihn, auf sein Anbringen: daß der Herr Pfarrer einem von den Zigeunern ausgeplünderten Handwerksburschen mit ein Paar alten Schuhen helfen solle, ein wenig warten. Die Thüre blieb etwas offen stehen, und also konnte er von ferne die Priesterfrau im Hause sitzen sehen, welche ein kleines Kind auf dem Schoße, ein anderes größeres aber vor sich stehen hatte und mit beiden auf das liebreichste spielte.

Wie wurde dem redlichen Gesellen zu Mute, als er in dieser Pfarrfrau seine ehemalige Geliebte Lucia erkannte! Sie war es leibhaftig selbst, und es fehlte wenig, daß er nicht in Ohnmacht gesunken wäre. Ob nun wohl dies nicht geschah, so blieb er hingegen ganz entgeistert mit halb weggewandtem Gesichte vor der Thüre stehen und konnte sich auch kaum ermuntern, da ihm die Magd ein Paar feine Schuhe, ein Paar schwarze Strümpfe und ein hessisches Dreigroschenstück brachte. Die Pfarrfrau konnte ihn nicht erkennen, weil sein Bart und die Haare sehr verwildert waren, sie ihn auch nicht einmal recht im Gesicht hatte. Hansen wurden durch verschiedene Gemütsbewegungen die hellen Thränentropfen aus den Augen getrieben, so daß ihn die Magd fragte, nachdem er ihr seine Dankbarkeit mit jämmerlichen Gebärden aufgetragen hatte, ob er etwa krank oder beschädigt wäre. Er antwortete ihr mit Seufzern und Thränen

und suchte mit betrübtem Herzen den Rückweg. Er war jedoch kaum hundert Schritte hinweg, so kam ihm die Magd mit einem halben Brote und zwei Knackwürsten nachgelaufen, welche ihm die Pfarrerin auf ihren Bericht, daß er vielleicht hungrig sein würde, übersendete. — „Sagt Eurer Frauen“, sprach Hans, „daß ich ihr von Grund des Herzens danke und alle beständige Glückseligkeit anwünsche, denn die Zeiten sind veränderlich, wie an mir zu sehen ist. Da ich Eure Frau vor etlichen Jahren am Feste Mariä Heimsuchung zum ersten Male musizieren sah, hätte ich nicht vermeint, dereinst vor ihre Thüre betteln zu kommen.“ — Die Magd lief fort, und Hans machte sich in die Schenke, nicht sowohl aus dem Bedürfnisse zu essen und zu trinken, als um etwa in einem Winkel ein wenig zu rasten und seinem Unglück in der Stille nachzudenken. Er hatte wenig Ruhe, denn erstlich wurde er von vielen Leuten geplagt, ihnen die Art seiner letzten Plünderung zu erzählen, und hernach schickte der Pfarrer etliche Male und ließ ihn bitten, neuerdings in seinem Hause einzusprechen, weil er aus gewissen Umständen einen verunglückten bekannten Freund an ihm vermerke. Hans entschuldigte sich zwar mit einer Unpäßlichkeit; gegen Abend aber kam der Pfarrer mit seiner Liebsten selbst, um ihn aus der Schenke in ihr Haus abzuführen. Solchergestalt wurde das Rätsel, um das er sich seit sechs Jahren den Kopf ziemlich zerbrochen hatte, plötzlich aufgelöst, denn dieser Pfarrer war kein anderer als eben der Schwarzrock, welcher Hansen im Posthause seine Geliebte abspenstig gemacht und ihr unter dem Deckmantel und Scheine, ihr die Irrtümer der römischen Kirche entdecken zu wollen, seine Liebe entdeckt hatte. Hans dachte wohl billig genug, es der jungen Frau nicht mehr zu verdenken, daß sie sich, als eine von Jugend auf zart erzogene Person, von einem jungen wohlgestalteten Predigerssohne habe einnehmen lassen, der eben seinem Vater hatte substituiert werden sollen; der listige Betrug biß ihn aber doch immer noch am Herzen, und zwar trotzdem, daß er wohl wußte, wie hier nicht Besseres zu thun sei, als sich in die Zeit zu schicken. Er vermochte inzwischen dem unablässigen Nötigen des Ehepaares endlich keinen fernern Widerstand zu leisten, sondern ließ sich von ihnen an beiden Händen in ihr Haus führen.

Man bedenke, was dergleichen Aufzug, wenn nämlich ein ansehnlicher Priester nebst seiner schönen Ehefrau einen jäm-

merlich zerlumpten Handwerksburschen, ja besser gesagt, Bettler, bei der Hand in ihr Haus einführen, für ein Aufsehen in einem volkreichen Dorfe machen kann. Hans schämte sich mehr als seine Wohlthäter selbst; deren Leutseligkeit veränderte aber sein Gemüt dergestalt, daß er allen Kummer und Verdruß schwinden ließ und ihnen zu ihrer vergnügten Ehe aus getreuem Herzen Glück wünschte, ja sich sogar freute, ein Werkzeug zum Wohlstande dieser Menschen geworden zu sein.

Ohne der Gespräche zu gedenken, die zwischen dem Gaste und seinen Wirten stattfanden, ist nur so viel zu berichten, daß die Pfarrersleute gleich folgenden Tages einen Schneider aus der Stadt kommen ließen, welcher alles Behörige mitbringen und dem Beraubten in der Geschwindigkeit ein vortreffliches neues Kleid verfertigen mußte. Überdies versorgte denselben seine ehemalige Geliebte mit sauberer Wäsche und andern höchst nötigen Sachen, und er mußte einen ganzen Monat lang im Pfarrhause bleiben, bis es ihm endlich ganz unmöglich fiel, seinen lieben Freunden fernere Ungelegenheit zu verursachen, und er sich verlauten ließ, eher heimlich fortzugehen, als ihre Güte noch länger zu mißbrauchen. Seiner Weigerungen ungeachtet nötigte ihn sodann der treuherzige Pfarrer, noch dreißig Franzgulden als Zehrgeld anzunehmen, indem er zu ihm sagte: „Mein Freund, ich bitte gar sehr, macht keine Weitläufigkeiten, dieses wenige zu empfangen, welches wir Euch aus bestem Gemüte geben und gönnen. Ich bin Euch ein weit mehreres schuldig, und Ihr müßt nur bedenken, daß ich seit wenigen Jahren her durch Raub und andern Schaden viel verloren habe, was mir Gott, wie ich allerdings nicht zweifle, mittelst meines sehr einträglichen Pfarramtes bald wieder ersetzen wird. Es steht Euch mein Haus, Küche und Geldbeutel jederzeit offen, kommt alle Jahr' etlichemal und verlangt einen Teil unsres Vermögens, es soll Euch mit dem größten Vergnügen gereicht werden, denn meine Liebste und und ich lieben Euch als einen leiblichen Bruder." — Hans konnte auf dieses redliche Anerbieten mit nicht so viel Worten als Thränen antworten, küßte beiden Eheleuten die Hand und nahm mit den herzlichsten Glückwünschen dankbarlichen Abschied, indem er seine Reise zu dem Orgelbauer fortsetzte. Diesen ehrlichen Mann traf er zwar seiner Hantierung wegen in sehr gutem Stande an, denn er hatte volle Arbeit und starken Verdienst; allein was seine Ehe anlangte, so lebte er im größten Mißvergnügen.

Denn weil er seinem Gewerbe gemäß zum öftern etliche Tage außerhalb des Hauses sein mußte, so hatte sich seine allzu leichtsinnige Frau inzwischen Stellvertreter für ihn angeschafft, und wenn auch der gute Mann sie zu verschiedenen Malen beinahe auf der That ertappt hätte, so konnte er doch immer keine hinlänglichen Gründe zur Ehescheidung und völlige Beweise ihrer üblen Aufführung beibringen.

Wie froh war Hans, daß die unerforschliche Fügung des Himmels sein Herz von dergleichen Kummer frei gehalten hatte! Seiner Lucia wären dergleichen Dinge desto weniger zu verargen gewesen, da man sie von Kindesbeinen an zu allem Staat und Wohlleben erzogen hatte, des Orgelbauers Frau dagegen nur eine Schusterstochter war, die als ein armes Mädchen wegen ihrer schönen Stimme aus Gnaden in das Kloster genommen worden. Hans sahe kein Mittel, die beiden Eheleute zu vereinigen, und mußte im Gegenteil vermerken, daß eins dem andern die empfindlichsten Herzensstiche in Worten und Gebärden versetzte. Er nahm deswegen in wenig Tagen betrübten Sinnes Abschied von ihnen und setzte seine Reise eiligst fort, um noch vor dem Winter in einer niederländischen großen Stadt Arbeit zu bekommen. Es traf dies auch durchaus nach seinen Wünschen ein; er hielt nachher für ratsam, die vornehmsten holländischen Städte zu besehen und in dieser oder jener etwa auf ein halbes Jahr oder weniger Arbeit anzunehmen, und trieb es damit so lange, bis ihn seine Lust am Reisen und an einer unsteten Lebensweise auf die See verlockte, durch welche er auf die berühmte Insel Felsenburg verschlagen ward. Er verheiratete sich allda mit einem braven Weibe seines Standes und fand in solcher Ehe sein Glück und seine Zufriedenheit.

Schmelzers Prüfungen.

Gottlieb Schmelzer war der zweite, im Jahre sechzehnhundertzweiundneunzig geborene Sohn eines lutherischen Predigers, der in einem preußisch-polnischen, unweit Elbing gelegenen Dorfe sein heiliges Amt zu verwalten hatte. Von seinem Eifer, seinem Berufe nachzukommen, abgehalten, sich um Nahrungssorgen zu bekümmern, und überdies von verschiedenen Unglücksfällen, die von den damaligen allgemeinen Landesplagen herrührten, betroffen, war dieser Prediger bei seinem frühzeitig erfolgten Tode so verarmt, daß seine beste Verlassenschaft, dem gemeinen Sprichworte nach, in libris et liberis, bestand. Seine betrübte Witwe zog nach verflossenem Gnadenjahre mit ihren Kindern in ihre Geburtsstadt Elbing, wo sie von ihrer Mutter Schwester, die eine betagte und kinderlose Frau war, auf deren Sterbefall noch eine ziemliche Erbschaft zu erwarten hatte. Und weil der älteste Sohn keine Lust zum Studieren bezeigte; Gottlieb, der andre, hingegen, dem von seinem Informator die lateinische Sprache sozusagen mit der Muttermilch eingeflößt worden, von Jugend auf desto eifriger auf die Bücher erpicht gewesen war und alles spielend gefaßt hatte, so setzten ihn seine Lehrer auf dem Elbinger Gymnasium in seinem dreizehnten Jahre mit in Selectam, wodurch sein beständiger Fleiß um so mehr angefrischt wurde.

Seine Freistunden widmete der junge Mensch der Choral- und Instrumentalmusik und brachte es durch unermüdete Lust und Liebe darin ziemlich weit. Weil nun aber außer dem Geldbeutel seiner Mutter, die nebst den übrigen fünf Kindern selbst von der Schnure zehren mußte, wenig Beihilfe für ihn vorhanden, indem die alte Muhme eine dem Geize sehr ergebene Frau war, und der Himmel dem Knaben auf einem anderen Gymnasium wegen seiner Singstimme Unterstützung zeigte, so schaffte ihn seine Mutter auf inständiges Anhalten unter Vergießung häufiger Thränen mit Gelegenheit dahin, wo ihn sonderlich die Zeugnisse seiner Lehrer und Empfehlungsschreiben anderer vornehmer Leute den vorteilhaftesten Unterhalt verschafften.

Es war kurz nach Pfingsten des siebenzehnhundertundsiebenten Jahres, da Gottlob Schmelzer in seinem Studieren also eine neue Einrichtung machte, und weil er so glücklich war, sich bei dem ersten Examen hervorzuthun, so fiel ihm auch die Gunst seiner Schulherren und neuen Lehrer in reichlichem Maße zu. Ein vornehmer Mann, mit dessen zwölfjährigem Sohne er die Humaniora alltäglich repetieren mußte, gab ihm aus besonderer Zuneigung freien Tisch, Stube, Holz, Licht, Wäsche und überdies noch manchen schönen Thaler an barem Gelde; wie ihm auch seine Singstimme, die sich wöchentlich im Chore, Sonntags bei der Kirchenmusik und auch öfters in vornehmer Leute Häusern hören ließ, eine starke Beihilfe zuwege brachte, so daß er nach Verlauf des ersten halben Jahres nach Abzug aller Bedürfnisse seiner Mutter sechs Speziesdukaten nach Hause schicken konnte.

Solcher glückliche Zustand wurde ihm aber nach einiger Zeit durch eine üble Begebenheit mit desto größerem Jammer eingetränkt. Denn es ist zu wissen, daß an dem Orte seines damaligen Aufenthalts ein Kollegium des Jesuiterordens war, mit dessen Schülern die Gymnasiasten in beständigen Zwistigkeiten lebten. Es befand sich unfern der Stadt auf einem lustigen Spaziergange von Natur ein Echo, welches die letzteren stark ausgerufenen Silben der Worte zu zwei, drei, bis vier Malen ungemein vernehmlich wiederholte. In dieser Gegend pflegten sich nun der Jesuiter Schüler öfters aufzuhalten, die zu damaliger Zeit besonders den Gymnasiasten allen ersinnlichen Verdruß anthaten, und sobald sie merkten, daß sich etwa ein oder der andere von diesen ebenfalls da herum erlustigte, schrie gemeiniglich einer von ihnen die Worte aus:

„Quid est Lutheranus?“ Echo. Anus.
„Quid est Lutheri aemulus?“ Echo. Mulus.
„Quomodo vocatur Lutheranorum studiosus?“ Echo. Osus.

Die Gymnasiasten bemerkten zwar bald, daß dieses eine Parodie auf den lustigen Einfall eines längst verstorbenen gelehrten protestantischen Mannes wäre, doch waren einige von ihnen so herzhaft, die eigenen Worte desselben Gelehrten dem Echo entgegenzurufen:

„Quid est Jesuitulus?“ Echo. Vitulus.
„Nonne nequam est Jesuita?“ Echo. Ita.

und es kam hierüber verschiedene Male zum Handgemenge, wobei bald die Jesuitenschüler, bald die evangelischen Gymnasiasten blutige Köpfe und blaue Flecke davontrugen. Einsmals aber, da Schmelzer nebst anderen Konzertisten, Musik zu machen, auf eine Hochzeit berufen war, befanden sich auch ein paar Jesuitenschüler oder Studenten, wie sie gern heißen wollten, daselbst gegenwärtig, welche, indem jene nebst anderen Musikanten bei Tische saßen und speisten, nicht unterlassen konnten, ihre Gelehrsamkeit mit lateinischen Stichelreden an den Tag zu legen. Als nun unter anderen einer ex tempore folgendes Distichon zu Markte brachte:

„Quo Lutheranus, dic possit nomine dici:
Haeresium dici bibliotheca potest.“

und Schmelzer unter Anhörung dieser Verse ein Spitzglas Wein trank, so schwoll ihm seine poetische Ader mit einem Male dermaßen an, daß er, nachdem er dasselbe in zweimaligen kurzen Absätzen ausgeleert hatte, folgende Antwort nicht sobald fertig gemacht, als auch unbedachtsamerweise herausgesagt hatte:

„Ordine nil melius, sed nil est ordine pejus,
Qui Jesu nomen, non tamen omen habet.“

Man ersah augenblicklich an den ergrimmten Gesichtern der beiden Jesuitenschüler, daß ihnen die Galle über die Grenzen trat, von einem sechzehntehalbjährigen Knaben so abgeführt worden zu sein. Ein gewisser Musiker aber, der ein guter Lateiner war, bat Schmelzern, ihm dieses Distichon noch einmal herzusagen, und da er sich dessen nicht weigerte, schrieben es sogleich nebst ihm seine Mitschüler wie auch noch andere Dabeisitzende in ihre Schreibtafeln ein: weswegen seine Widersacher aus Bosheit mit den Zähnen knirschten, da sie aber selbiges Orts keinen kräftigen Beistand wußten, es sich für diesmal vergehen ließen, ihre Rache auf frischer That auszuüben, und stillschweigend davonschlichen.

Der Rektor hatte folgendes Tages diesen Streich kaum vernommen, als er Schmelzern nebst den anderen Gymnasiasten, die mit auf der Hochzeit musiziert hatten, vor sich rufen ließ. Nach seinem Befragen geschah von allen ein offenherziges Bekenntnis dessen, was vorgegangen war. Er schrieb das Distichon in sein Tagebuch, schüttelte hernachmals den Kopf und sagte: „Mein Sohn! Euer gutes Ingenium ist so wenig zu tadeln

als das herrliche Naturell zur Poesie; allein gebraucht dasselbe künftig mit größter Vorsicht, zumal an solchen Orten, wo gewissermaßen ecclesia oppressa ist. Die Herren Jesuiten sind sowohl als ihre Schüler sehr rachgierige Leute; solchergestalt könntet Ihr leicht Euch und uns allen Verdruß und Unglück über den Hals ziehen. Wer weiß, was sie dieser Affaire wegen zusammenschmieden werden! Indessen ist mein getreuer Rat: daß Ihr Euch auf der Straße, und sonderlich bei Abendszeit, wohl in acht nehmt, um ihren Schülern nicht in die Krallen zu geraten." Gottliebs Prinzipal gab ihm nebst anderen Gönnern und Freunden eben dergleichen guten Rat und Warnung zu vernehmen. Sein Distichon ward mittels fast in allen evangelischen Häusern kundbar. Die Herren Jesuiten stellten sich jedoch an, als ob sie diesen Streich entweder nicht wüßten, oder nicht achteten. Und deswegen fing er nach Verfluß eines Monats an zu glauben: seine Furcht und gebrauchte Vorsicht, nicht etwa ein Schlachtopfer ihres Eifers zu werden, sei ganz und gar vergebens.

Allein, daß nicht alle schlafen, welche die Augen zuthun, und daß die stillen Wasser gefährlich und tief sind, mußte der Jüngling damals zu seinem Unglücke erfahren. Denn da er eines Abends vor der Hausthüre stand, kam ein grün gekleideter Lakai, bat ihn, ihn zu berichten, in welchem Haus der Gymnasiaste Schmelzer anzutreffen, und sprach zu ihm, nachdem derselbe ihn vergewissert, daß er selbst derjenige sei, den er suchte, mit freundlichen Gebärden: er sollte doch so gut sein, ihm in ein Haus, welches er ihm nannte, zu folgen, wo zwei fremde Kavaliere seine ihnen gerühmte Singstimme bei einer Abendmusik zu hören verlangten, seine Mühe aber reichlich belohnen wollten. Allein, setzte der Lakai hinzu: er dürfe nicht säumen, weil die Kavaliere und die Musikanten mit Schmerzen darauf warteten. Zu Schmelzers Unglück war sein Prinzipal nebst seiner Familie bei einem Freunde zu Gaste, und weil er über zwei oder drei Stunden nicht auszubleiben meinte, sagte er dem Hausgesinde nicht, wo er hin wollte, sondern holte nur eiligst einige Musikalien von seiner Stube, mit welchen er dann dem unten vor der Thüre auf ihn wartenden Lakaien nachfolgte. Es traf ein, daß ein paar gut gekleidete Kavaliere in der Oberstube des bezeichneten Hauses saßen: allein es waren nur zwei unbekannte Musikanten bei ihnen, deren einer eine Viol di Gamba, der andere eine Violine spielte. Man bewillkommte den jungen Mann auf das

freundlichste und sagte zu ihm: „Ihr hättet nicht nötig gehabt, Musikalien mitzubringen, weil wir bereits die Stücke, so wir gern hören mögen, bei uns haben.“ Demnächst legten sie ihm eine Kantate vor, die er nach seinem besten Vermögen absang, bezeigten, sobald sie zu Ende war, ihr Vergnügen darüber und überreichten ihm noch eine dergleichen, nach deren Absingung er eine kurze Zeit ruhen und ein paar Gläser Wein nebst etwas Konfekt genießen mußte. Hierauf wurden noch andere lustige Arien und dergleichen Sachen hervorgesucht, die sich als leicht gesetzt mit wenig Mühe von ihm herausbringen ließen, und die Kavaliere legten seiner Kunst ein ganz besonderes Lob bei. Der Lakai brachte dem jungen Musiker mehr Wein und Konfekt; weil er aber wenig trinken und essen wollte, sprach der eine Kavalier: „Er wird vielleicht diesen Wein seiner Stimme nicht zuträglich befinden. Jakob! lange ihm ein Glas Kanariensekt aus dem Flaschenfutter nebst zwei von meinen köstlichen Morsellen. Dies wird ihm schmackhafter und nützlicher sein.“ Gottlieb verbat sich zwar alles; da aber der Diener beides augenblicklich herbeibrachte, ließen die Kavaliers nicht ab zu nötigen, bis er es auf ihre Gesundheit verzehrte.

Mittlerweile zog einer der Musikanten eine Partitur aus dem Busen und sagte zu den Kavalieren: „Gnädige Herren! ich habe hier eine artige neukomponierte Kantata; mit ihrer Erlaubnis wollen wir sie doch versuchen.“ — Da nun beide mit Neigung der Häupter ihr Wohlgefallen bezeigten, mußte sich der junge Schmelzer bequemen, aus der Partitur zu akkompagnieren. Die letzte Arie dieser Kantate, die er nachmals nie vergessen konnte, lautete also:

„So muß man die Füchse fangen,
Die so schlau und kühne sind,
Tölpel, merk's! du bist betrogen,
Ja, du bist ins Garn gezogen,
Füchse riechen sonst den Wind,
Aber du bist fehlgegangen.“

Sie handelte zwar durchgehends von einem ins Garn gebrachten Verächter der Liebe, allein es mochte wohl unter dem gefangenen Fuchse niemand anders verstanden sein als der arme Schüler selbst. Während dieser letzten Strophe lachten sowohl die fremden Herren als die Musikanten dermaßen, daß die letzteren fast

nicht spielen konnten, die ersteren aber die Bäuche halten mußten. Dennoch merkte Gottlieb nicht den geringsten Unrat, sondern es wurde ihm im Gegenteil auf einmal sehr übel, ein heftiger Schwindel des Hauptes verursachte, daß er beinahe ohnmächtig zu Boden gesunken wäre, wenn ihn der Lakai nicht aufgefangen und auf ein in der Nebenkammer stehendes Bett getragen hätte, und sobald er zu liegen kam, vergingen ihm vollends alle Gedanken, ja, er verfiel in einen so tiefen Schlaf, daß sich endlich bei dessen allzulangem Anhalten seine Feinde genötigt sahen, ihn mit Schwefeldämpfen oder einer anderen häßlich riechenden Materie aufzuwecken.

Nachdem er völlig ermuntert war, wäre es kein Wunder gewesen, wenn er aufs neue ohnmächtig geworden, oder gar den Geist aufgegeben hätte. Denn er befand sich in einem fürchterlichen unterirdischen Kellergewölbe und sah zehn oder zwölf ihm wohlbekannte Jesuiterschüler mit brennenden Pechfackeln, um sein aus wenigen Halmen auf der Erde ausgestreuten Strohes bestehendes Lager, als junge Teufel mit Feuerbränden gewaffnet, herumlaufen. Man hatte ihn bis aufs Hemde ausgezogen und anstatt der Kleider mit einer alten Jesuiterkutte bedeckt, unter welcher er bereits ganz starr gefroren war. Dessenungeachtet mußte ein Knecht, der eine große Rute in Händen hielt, näher treten, ihm das Hemd über dem Kopfe zusammenziehen und den Leib des Unglücklichen von den Schultern bis auf die Fußsohlen so lange geißeln, bis er überall mit Blut gefärbt war. Schmelzer schrie und winselte so erbärmlich, daß die Steine hätten mögen zum Mitleiden bewogen werden; seine Peiniger aber trieben ihr Gespötte darüber, gingen endlich insgesamt davon und ließen ihn in der Finsternis und in den größten Schmerzen allein zurück. Doch kam nach Verlauf etlicher Stunden der Knecht und brachte ein Stück Brot nebst einem Tropfen Wasser zu Gottliebs kümmerlicher Lebenserhaltung, wiewohl er vor Angst und Weh wenig oder gar nicht an die Nahrungsmittel dachte.

Man sollte zwar meinen, daß seine Feinde solchergestalt sattsame Rache an dem armen Knaben genommen hätten. Allein nichts weniger als dies; denn des anderen Tages kamen sie um die vorige Zeit wieder, dasselbe Mordspiel mit ihm zu treiben, und thaten am dritten Tage desgleichen, so daß nun fast nichts Gesundes mehr an seinem ganzen Leibe zu finden war. Ach!

wie betete er da so fleißig, daß ihn ein baldiger seliger Tod aus diesem peinlichen Zustand erlösen möchte, weil an anderweitige Befreiung nicht zu denken war. Um kein Selbstmörder zu werden, nahm er in der dritten Nacht zum ersten Male etwas Brot und Wasser zu sich, er konnte es aber nicht bei sich behalten, sondern mußte es wiederum hinwegbrechen, weswegen seine Schwachheit in wenigen Stunden dermaßen zunahm, daß er nicht noch eine Nacht zu leben vermutete. Gleichwohl kamen die Buben am vierten Tage ebenfalls wieder, ihn zu quälen. Deswegen redete er sie ganz beherzt also an: „So schlaget denn zu, ihr Tyrannen, und weidet eure Augen an meiner zeitlichen Marter. Wisset aber, daß dieser Tag vielleicht der letzte meines Lebens sein wird, und daß ihr euch werdet bequemen müssen, mir dieser Behandlung wegen vor Gottes Richterstuhl Rede und Antwort zu geben." Sie lachten dieserhalb überlaut und stießen überdies die gotteslästerlichsten Reden aus, befahlen auch dem Knechte, sein Amt nur getrost zu verrichten. Nachdem nun dieser Schmelzers Hemde von der verwundeten Haut mit Gewalt abgerissen hatte, der Unglückliche aber nicht die geringste Empfindung spüren ließ, sprach er: „Meine lieben Herren, meine Mühe ist vergebens. Der verteufelte Ketzer fühlt jetzt nichts mehr, der Satan hat ihn abgehärtet. Lasset ihm so lange Ruhe, bis er wieder halb heil geworden ist. Was gilt's, hernach sollen meine Streiche desto heftiger anziehen."

Hierauf redete ihn einer also an: „Höre, Hund! willst du dich entschließen, deinen ketzerischen Glauben abzuschwören, so wollen wir alle für dich bitten, daß dir die annoch zugedachten übrigen gerechten Strafen geschenkt werden. Wo nicht, so wirst du in wenig Tagen empfinden müssen, daß alles bisherige Verfahren bloßes Kinderspiel gegen die dir noch vorbehaltenen Martern zu achten sei." — „Da behüte mich Gott vor", gab Schmelzer zur Antwort, „daß ich meinen alleinseligmachenden Glauben verleugnen und verschwören sollte! Macht mit mir, was ihr wollt; Gott wird mich eher aus euren Mordklauen erlösen, als ihr es vielleicht glaubt." Dieser Worte wegen stieß ihn einer mit dem Fuße dermaßen in die Seite, daß ihm fast aller Odem verging; seine Peiniger verließen ihn aber für diesmal, ohne ihm fernere Marter anzuthun. Er hoffte ganz gewiß, daß die folgende Nacht die letzte seines Lebens sein würde, allein sie mochte kaum eingetreten sein, da ihn zwei Knechte aus dem finsteren Kerker herauf-

trugen und in eine ziemlich gute Kammer zu Bett brachten. Nachdem ihm ein alter Chirurg ein weißes Hemde angezogen und den ganzen Leib mit einer schmerzstillenden und heilenden Salbe bestrichen hatte, brachte man ihm auch eine gute warme Suppe, eine halbe gekochte Taube, ingleichen etwas Wein, von welchem allem er zwar nur ein weniges zu sich nehmen konnte, jedoch genoß er in dieser Nacht einiger Ruhe.

Am folgenden Morgen kam nebst dem alten Chirurgus auch ein alter Jesuit mit vor Schmelzers Bett, da denn, sobald ihn der erste abermals mit der guten Salbe bestrichen hatte, der andere sogleich ein Gespräch von seiner Religionsänderung mit ihm anfing. Dasselbe währte länger als zwei Stunden. Weil er aber desfalls lauter unwichtige Beweggründe vorbrachte, blieb Gottlieb bei dem Schlusse: daß es ihm unmöglich, eine andere Religion zu ergreifen, solange er nicht von der Unrichtigkeit der seinen vollkommen überzeugt sei. Desungeachtet gab ihm der alte Pater sowohl als der Chirurgus lauter gute Worte, weil sie ihn damit desto eher zu gewinnen meinten. Sie wollten auch sagen: es hätten die Schüler wider der ehrwürdigen Väter Wissen und Willen ihn gefangen nehmen und dermaßen zurichten lassen. Nachdem es einmal geschehen wäre, stünde es nicht zu ändern; sie sollten aber nachdrücklich genug dafür gestraft und ihm alles Glück und Wohlsein befördert werden, dafern er sich gutwillig zu ihrer Religion bekennen und den Ketzereien auf ewig abschwören wollte. Schmelzer glaubte inzwischen von allem nur so viel, als er für nötig erachtete, und weil sein Entschluß bereits deutlich ausgesprochen war, überging er das übrige mit Stillschweigen, welches sie ihm denn in betracht seiner großen Schmerzen und Schwachheit zu gut hielten und ihn mit ferneren Anfällen einige Tage verschonten.

Mittlerweile verschaffte der alte Chirurg dem jungen Menschen täglich die besten Speisen und Getränke und sparte auch sonst keinen Fleiß, seine Gesundheit wiederherzustellen, woher denn kam, daß er nach Verlauf dreier Wochen ziemlich frisch und munter wurde.

Von der Zeit an stellte sich immer ein alter Pater um den andern in Gottliebs Kammer ein, aus welcher er keinen Fuß setzen, sondern als ein auf Leib und Leben gefangen sitzender Delinquent Tag und Nacht hindurch verbleiben mußte. Desungeachtet fruchteten ihre beständigen, mühsamen Lehren nicht das

geringste bei ihm, sondern er wurde nur immer mehr in seinem Vorsatze bestärkt: die reine evangelisch-lutherische Lehre nicht zu verschwören, und sollte es gleich sein Leben kosten. Solchergestalt wurde ihm nicht allein aufs neue mit der täglichen Geißelung gedroht, sondern man fing auch wirklich an, ihn wieder mit bloßem Wasser und Brot zu speisen, welches ihm jedoch der gütige Himmel besser als die Leckerbissen gedeihen ließ. Wenige Tage hernach bekam er dennoch bessere Speisen, merkte aber in den Gesichtern derer, so bei ihm aus- und eingingen, eine allgemeine Bestürzung und etwas schwächeren Eifer, ihn zu quälen und umzukehren, und glaubte deswegen, man würde ihn vielleicht unter gewissen Bedingungen ehestens seiner Wege laufen lassen. Allein es war weit gefehlt, denn wie er nachher erfuhr und wohl erwog, waren seine Widersacher damals aus keiner anderen Ursache so bestürzt, als weil sich eine in der Stadt herrschende Seuche auch in ihrem Kollegium angemeldet und etliche sowohl Junge als Alte plötzlich hinweggerafft hatte. Endlich wurde er in einer Nacht unvermutet aus dem Schlafe gestört und von einem Bedienten, der seine Kleider mit sich brachte, angestrengt, sich eiligst anzuziehen. Die Einbildung, daß seine Erlösungsstunde nunmehr erschienen sei, machte ihn so fröhlich und hurtig, daß er in wenigen Minuten fertig war. Demnach führte man ihn in der Finsternis hinunter und brachte ihn in einen Wagen, worin bereits zwei alte Patres und zwei ihm an Jahren gleiche sogenannte Studenten saßen, zwischen deren Füßen er wie ein Hund liegen, auch nicht selten von ihnen empfindliche Tritte und Stöße erdulden mußte. Der Wagen war ringsherum dicht zugemacht und verwahrt, deswegen konnte und durfte sich der Gefangene gar nicht umsehen, ungeachtet das Tageslicht völlig angebrochen war, wiewohl es in den ersten zwei Tagen stark regnete. So oft ein natürlicher Antrieb ihn oder die anderen aus dem Wagen zu steigen nötigte, kam ihm nichts in die Augen als wüstes Feld, Wälder und etwa weit entlegene Dörfer oder kleine Städte. Niemals gelangten sie vor dunkler Nacht in ein Quartier, und mehrenteils reisten sie früh vor Anbruch des Tages wieder fort. Gottlieb bemerkte auch, daß seine Führer lauter Klöster zu ihrer Herberge erwählten und vermutlich allzeit einen reitenden Boten vorausgeschickt hatten, um sich anmelden zu lassen. Mittlerweile bekam er sowohl des Abends im Quartier als bei Tage im Wagen sehr gute Speisen, hatte aber wenige Gelegenheit, seinen

Mund zum Reden aufzuthun, welches ihm ungemein lieb war. Seine Führer redeten eine selbst erdichtete aus anderen vermischte Sprache und zwar so geläufig miteinander, daß es ihm unmöglich war, auch nur ein einziges Wort zu verstehen. Nachdem sie also sieben ganzer Tage die Reise fortgesetzt hatten, wurden endlich in einem großen Kloster zwei Tage zum Ausruhen angewendet. Schmelzer befand sich in einer festen Kammer eingesperrt, durch deren wohl verwahrte Fenster ein großer See, gut bestelltes Feld und weit davon ein dunkler Wald zu betrachten war. Nachts, wenig Stunden vor der Wiederabreise, sagte einer von den jungen Jesuiten zu dem armen Gottlieb: „Nun, Ketzer! hast du hohe Zeit dich zu bekehren; widrigenfalls wirst du, ehe noch drei Tage vergehen, an einen Ort gebracht werden, wo allerhand schmerzliche Plagen deiner warten.“ — „Ich überlasse mich“, war seine Antwort, „der Fügung des Höchsten, der mir nicht mehr Trübsal auflegen wird, als ich werde ertragen können; ja, es ist ihm ein geringes, mich aus den Händen meiner Peiniger, wo nicht auf andere Art, jedoch durch einen seligen Tod zu erlösen.“ — „Wie kann sich doch“, versetzte der Schüler hierauf, „so eine Ketzerseele der Hilfe des Höchsten getrösten?“ und schlug ihm mit der Hand dergestalt ins Angesicht, daß ihm das helle Blut aus Mund und Nase lief. Hierüber riß nun aber Gottliebs Geduldfaden plötzlich entzwei, er nahm seinen Gegner beim Halse, warf ihn zu Boden und klopfte seine Nase mit der vollen Faust so lange, bis sein Gesicht ebenfalls über und über mit Blut gefärbt war. Er hatte jedoch bald Ursache genug, seine Übereilung zu bereuen, denn als der andere Schüler nebst den beiden Vätern dazu kam und ihr Reisegefährte ihnen berichtete: Schmelzer habe ihn meuchelmörderischerweise überfallen und erdrosseln wollen, dessen Gegenklage nicht einmal gehört wurde, mußte der Kutscher kommen und ihn mit einem dreifach zusammengedrehten Stricke so lange schlagen, bis er ohnmächtig auf dem Fußboden liegen blieb.

Etwa zwei Stunden später wurde er dergestalt zerlästert, ja fast halbtot auf den Wagen getragen und mußte den folgenden Tag über rechte Höllenmarter ausstehen; denn die beiden Schüler traten und stießen fast alle Augenblicke auf seinen ganz mit Blut unterlaufenen Leib und thaten ihm außerdem alle nur ersinnliche Schmach an, und die ehrwürdigen Väter ließen dies nicht nur geschehen, sondern bezeigten auch ihre herzliche Freude dar-

über. Selbigen ganzen Tag gönnte ihm ihre Grausamkeit nicht das mindeste von Speise und Trank, sie hingegen hatten etliche Flaschen ungarischen Wein aufgetrieben und tranken sich darinnen voll. Abends in der Herberge gab der Kutscher dem gemißhandelten Knaben etwas Brot und Wasser, zum Nachtische aber dreißig Streiche mit jenem knotigen Stricke, welche schmerzhafte Behandlung ihm alle Nachtruhe verwehrte, so daß er gegen Morgen, ohne einen einzigen Augenblick geschlafen zu haben, abermals in den Wagen geschleppt wurde. Ungeachtet er nicht schlafen konnte, hatte er doch vor seinen Peinigern in etwas Ruhe, weil alle viere des vergangenen Tages und Nachts in Überfluß getrunkenen Weines wegen in tiefen Schlaf verfallen waren.

Die aufgehende liebliche Sonne schickte einen ihrer erwärmenden Strahlen durch eine geringe Öffnung des Wagens auf Gottliebs Gesicht und Hände; was, indem es ihm seltsam vorkam, sich von der Sonne beschienen zu sehen, ihm ein innerliches Vergnügen verursachte. Er verrichtete deswegen sein andächtiges Morgengebet und bat Gott mit heißen Zähren, dafern es sein heiliger Wille wäre, ihn, auf was für Art ihm beliebte, aus den Händen seiner Feinde zu reißen, damit er bei so starken Anfechtungen nicht etwa in Verzweiflung fallen oder gezwungenerweise den wahren alleinseligmachenden Glauben verleugnen möchte.

Dieses sein heimliches Schreien war, noch bevor er's vermutete, erhört und der Tag seiner Erlösung erschienen. Denn ehe eine Stunde verlief, hielt der Kutscher plötzlich still, riß den Wagen auf und fragte mit ängstlichen Gebärden in polnischer Sprache: was er anfangen sollte, indem er von fern eine schwedische Partei zu Pferde herankommen sähe? Der Gefangene verstund alles sehr wohl, ohne daß es seine Feinde meinten, und wünschte also von Herzen, daß die Schweden das Fuhrwerk anhalten möchten. Die Väter sowohl als ihre jungen Schüler ließen deutlich merken, daß ihnen das Herz im Leibe zittere, wenn sie nur das Wort Schweden nennen hörten, wurden auch sämtlich so blaß wie Leichen, faßten aber einen kurzen Schluß und sagten: der Kutscher solle nur links umlenken und dem dicksten Walde zueilen. Dieserwegen schien die Hoffnung der Erlösung für Gottlieb in den Brunnen zu fallen; allein die Herren Patres hatten sich mit ihrem Ausweichen selbst verdächtig gemacht, die Schweden merk-

ten Unrat, gaben ihren Pferden die Sporen, jagten querfeldein und ertappten den Wagen kurz vor dem Walde, der, wie Gottlieb später vernahm, zwischen Kruswick und Gnesen in Polen lag. Sobald die Väter merkten, daß ihnen die Schweden auf dem Halse waren und bereits den Kutscher mit aufgezogenen Karabinern bedroheten, ihn bei verweigertem Standhalten vom Pferde herunter zu schießen, stiegen beide aus dem Wagen und gedachten, sich mit List von den Schweden loszuwickeln, indem sie vorgaben: daß sie Kruswickische Geistliche wären und in einigen da herumliegenden Dörfern Zinsen eintreiben wollten, wiewohl sie zur Zeit noch keinen Choustack einbekommen hätten. Der befehligende Offizier nahm nun zwar diesen Bericht als einen nicht unwahrscheinlichen an, ließ sich aber dennoch die Lust ankommen, zu sehen, ob sonst etwas Verdächtiges im Wagen anzutreffen sei. Als er demnach die Leder zurückriß und hineinschaute, raffte sich Schmelzer eiligst auf und schrie ihm entgegen: „Ach, Herr! ich zweifle nicht, daß ihr ein guter evangelischer Christ seid; deswegen habt die Barmherzigkeit, einen armen evangelischen Priesterssohn aus den Händen dieser grimmigen Leute zu erretten, die ihn schon viele Wochen daher entsetzlich martern, weil er den evangelisch-lutherischen Glauben nicht abschwören will. Ja, mein Herr“, fuhr er fort, „ihre Reise ist jetzt hauptsächlich darum angestellt, mich in ein abgelegenes Kloster zu stecken, wo ich gewiß durch weit mehr Qual und Marter zum Abfall gezwungen werden oder darin jämmerlich sterben soll.“

„Wie klingt dies, ihr Herren Patres?“ fragte der Offizier, indem er sie mit einer martialischen Miene ansah. Darauf gab der eine, welcher ein ausgelernter Erzvogel war, dem Scheine nach ganz ruhig und lächelnd zur Antwort: „Gestrenger Herr! Sie können nicht glauben, wasmaßen dieser Bube eine rechte Quinta Essentia aller Schelmen ist, die auf der Welt leben. Man bedenke nur, was für eine verzweifelte Lüge er sogleich vorbringen kann, indem er doch eines römisch-katholischen Kaufmanns Sohn ist. Sein Vater hat viel an ihn gewendet, der Bube hat auch so ziemlich was gelernt, dabei aber mit Stehlen, Spielen, Saufen, ja mit allen Lastern seinem Vater dermaßen viel Herzeleid zugefügt, daß dieser endlich die Patres de Societate Jesu um Gotteswillen gebeten, ihn in ihre Zucht zu nehmen, damit er bekehrt und zuletzt nicht etwa an den Galgen gebracht werde.“

„Mentiris, Cain! ja, du gewissenloser Pfaffe“, schrie ihm

Schmelzer ins Angesicht, „du lügst dies in deinen Hals und wirst es nimmermehr vor der redlichen Welt, vielweniger bei Gott im Himmel verantworten können"; wandte sich abermals zum Befehlshaber und erzählte demselben in der Kürze seinen Lebenslauf, auch warum und auf was für Art ihn diese erbitterten Jesuiten in ihre Klauen bekommen hätten.

Wie künstlich hierauf auch nun die Väter ihn zum Lügner, sich selbst aber zu unsträflichen Leuten machen wollten, so merkte doch der ihnen allzu kluge Offizier an ihrem ganzen Wesen, daß sie ihres Ordens gewöhnliche Streiche fortspielen und ihm eine Nase drehen wollten. Deswegen sprach er: „Wohlan, ihr Herren! ich muß gestehen, daß es eine kitzliche Sache ist, einen von unseren Glaubensgenossen dergestalt zu behandeln. Weil nun, diesen Handel nach Würden zu untersuchen, bessere Gelegenheit erfordert wird, als sich hier auf freiem Felde zeigt, so werde ich euch insgesamt mit zu unserem Heere führen. Wofern ihr aber die mutmaßliche Wahrheit reden und gestehen wollt: daß mit dem Jünglinge von euren Ordensbrüdern also verfahren worden, will ich ihn zwar mit mir nehmen, jedoch euch reisen lassen, wo ihr hin wollt."

Solchergestalt ließen sich die Väter fangen und bekannten auf ein gütliches Zureden der Schweden endlich die Wahrheit: „So, so!" sagte darauf der Offizier, „wie artig könnt ihr heiligen Herren doch dergleichen Kleinigkeiten an den armen Lutheranern rächen und dieselben zu eurer Kirche herein zu kommen nötigen. Ich will zwar mein Wort halten und euch reisen lassen, wo ihr hin wollt; allein vorher müßt ihr von Rechts wegen einigermaßen zu gebührlicher Strafe gezogen werden. Sodann mußten zwölf Mann von seinen Dragonern absteigen und die vier Jesuiten dahin nötigen, sich bis aufs Hemde auszukleiden, derweil sie selbst ihre Steigrieme abschnallten und die unchristlichen Jesuitenkörper dermaßen damit zudeckten, daß sie endlich, ebenso wie vor diesem ihr Schlachtopfer, halbtot zur Erde sanken. Dem Kutscher wiederfuhr eine gleichmäßige Behandlung. Nachher wurden ihre Kleider durchsucht, außer denen man ihnen nicht das geringste von Geld oder Geldeswert ließ, es setzte sich mithin ein Dragoner auf den Platz des Kutschers, und der Wagen wurde mit dem ganz allein darin verbliebenen Knaben unter Begleitung von drei bis vierhundert Schweden auf und davon geführt, nachdem der Offizier den Vätern noch also zugesprochen

hatte: „Nun könnt ihr zu Fuße reisen, wohin euch beliebt und habt zweierlei Vorteil erhalten: erstlich, daß ihr in Zukunft wißt, wie mit den Lutheranern und anderen Nebenchristen gehörig umzugehen, fürs andere aber erfahrt, wie euren Glaubensbrüdern, den Bettelmönchen, zu Mute sei." Und dieses war der Abschied.

Dem jungen Schmelzer wurde von den Schweden alle Güte und Freundschaft erzeigt, zumal da sie, nach einigem Herumschweifen, in einer ziemlich freien Stadt etliche Rasttage hielten, auf die sich seine Gesundheit wieder in guten Stand setzte. Der Befehlshaber der Partei, ein schwedischer Major, beschenkte ihn freigebig und beteuerte, daß er von Grund der Seele gern alle Kosten herschießen wollte, ihn nach Elbing zu seiner Mutter zu schaffen; allein es zeigte sich keine Gelegenheit dazu, und er mußte deswegen, da es allzu gefährlich gewesen wäre, solche Reisen allein vorzunehmen, so lange unter den Soldaten bleiben, bis er wieder auf eine evangelische Schule kommen könnte. Inmittelst hatte er bei dem Major täglich freien Tisch, verdiente von den Offizieren manchen Dukaten wegen seines Singens und erhielt auch von den Feldpredigern allerhand sowohl deutsche als lateinische Bücher, um vermittelst derselben seine Studien beständig in frischem Gedächtnisse zu erhalten. Endlich aber, da er mit seinem Major nach Warschau gereist war, traf er daselbst zu seiner größten Freude unverhofft einen ihm bekannten Breslauer Kaufmann an, erzählte demselben seine gehabten unglücklichen Abenteuer und fand ihn sogleich willig, ihn mit nach Breslau zu nehmen, dafern er solches, ohne mit dem schwedischen Major Verdruß zu haben, thun könnte. Dieser redliche Offizier war zu gewissenhaft, den jungen Menschen an seinen vorgesetzten Studien zu hindern. Er willigte deswegen gleich in dessen Ansuchen, ließ den Breslauer selbst zu sich kommen, empfahl ihn demselben aufs beste und beschenkte ihn nicht nur abermals selbst mit Geld, sondern veranlaßte auch, daß andere Offiziere, von denen er Abschied nehmen mußte, ihre milde Hand ebenfalls aufthaten, also daß der Jüngling eine Goldbörse mit etlichen achtzig Stück Speziesdukaten mit nach Breslau brachte.

In dieser Stadt schlug ihm sein Gönner, der Kaufmann, mehrfache Gelegenheiten vor, seine Studien mit wenigen Kosten ersprießlich fortzusetzen. Allein weil er eine grausame Furcht vor den Katholiken und sonderlich vor den Jesuiten bei sich spürte,

also an keinem Orte leben wollte, wo dergleichen Leute anzutreffen wären, setzte er sich auf die Post und langte bald in Sachsen auf einem berühmten Gymnasium an, wo er, nachdem die Vorsteher und Lehrer seine Abenteuer vernommen hatten, mit Freuden auf- und angenommen wurde.

Gottliebs Mutter bezeigte ihm nach Verlauf weniger Wochen in einem zwei Bogen langen Briefe ihre Freude darüber, daß, wie sie schrieb, ihr Sohn Joseph noch lebe, von dessen plötzlichem Verluste sie sich weit elendere Vorstellungen gemacht hatte als der Erzvater Jakob wegen seines Sohnes Joseph, den er von einem wilden Tier gefressen zu sein glaubte. Nächstdem erfuhr er auch, daß sein ehemaliger Prinzipal vor wenig Monaten verstorben sei, jedoch kurz vor seinem Ende seine zurückgelassenen Sachen an seine Mutter geschickt habe, welche ihm dieselben nebst einem Wechselbriefe auf hundert Thaler übersendete, ja aus herzlicher Mutterliebe die weite Reise unternahm, um ihn im Gymnasium persönlich zu besuchen, wobei sie ihm dann sagte, wie sie vor kurzem von ihrer verstorbenen Muhme ein Kapital von zweitausendachthundert Thaler geerbt und so wohl angelegt habe, daß ihr davon mit ihren kleinen Kindern ein vergnügliches Auskommen gesichert sei.

Solchergestalt befand sich der Jüngling nunmehr vollkommen vergnügt und brachte durch so unermüdeten Fleiß das Versäumte wieder ein, daß er zu Ostern siebenzehnhundertzehn eine der berühmtesten Universitäten beziehen konnte, wo er es sich seine eifrigste Sorge sein ließ, sittsam und mäßig zu leben, keine nützliche Doktrin zu verabsäumen und auf seiner Stube fleißig zu wiederholen und zu untersuchen, was in den Kollegien, sowohl publice als privatim, war vorgetragen worden, um auf den wohlgelegten Grund der Theologie ferner fortzubauen. Da er desgleichen auch in eine Gesellschaft trat, welche gemeiniglich alle Wochen ein oder zweimal Zusammenkunft hielt, und wobei ein jeder ein Spezimen seines Fleißes und Verstandes aufzeigen mußte, das dann erwogen und von den anderen nach Befinden bescheidentlich gelobt oder getadelt wurde, so brachte er binnen drei Jahren einen so starken Vorrat von gelehrten Sachen in seinen Kopf und dazu gemachte Bücher, als wohl ohnedies in sechs oder sieben Jahren nicht geschehen wäre.

Nach Verlauf dieser Zeit konnte er die Kanzel herzhaft besteigen, und da sich öftere Gelegenheit zum Predigen für ihn zeigte,

so hatte er dabei das Glück, von den meisten Leuten gern gehört zu werden. Jedoch begab er sich, einem berühmten Theologen zu Gefallen und um denselben persönlich zu hören, von der ersten hinweg auf eine andere Universität und blieb noch drittehalb Jahre daselbst, bis er die betrübte Zeitung empfing, daß seine Mutter an einem auszehrenden Fieber ohne Hoffnung daniederliege und, wie sie ihm in ihrem an ihn erlassenen Schreiben mit mehreren Umständen bekräftigte, deswegen Verlangen trage, ihn vor ihrem Ende noch einmal zu sehen und zu sprechen. Auf diese übeln Nachrichten trat der gute Sohn allerdings die Reise nach Elbing an und sah zwar auch in den folgenden Tagen nach seiner Ankunft seine Mutter durch seine Gegenwart gestärkt; ihr hektisches Fieber nahm aber dennoch bald so sehr von neuem überhand, daß sie in wenigen Wochen sanft und selig verschied.

Da Gottliebs älteste Schwester seit mehreren Jahren an einen ansehnlichen Bürger verheiratet war, so übernahm derselbe nach diesem Todesfalle die Sorge um die jüngeren Geschwister und um die mütterliche Verlassenschaft, und er selbst nahm eine der Hofmeisterstellen, die ihm angeboten worden, an und ging als Informator in eines auswärtigen Kaufmanns Haus und Familie.

Nachdem er allda vier Jahre in Ruhe und Zufriedenheit zugebracht, schrieb ihm ein Universitätsgönner, mit dem er fortwährend Briefe gewechselt hatte: er sollte seine Stelle aufgeben und je eher je lieber zu ihm kommen, weil er verschiedene tüchtige Subjekte in ein und anderes einträgliches Amt vorzuschlagen und sein Augenmerk sonderlich auf ihn gerichtet habe, um Gott und der christlichen Gemeinde entweder auf der Kanzel oder auf dem Schulkatheder seine Dienste zu leisten. Schmelzer konnte dergleichen Ruf nicht anders als für regelrecht erkennen, nahm deswegen von seinen seitherigen Wohlthätern und Freunden Abschied und reiste mit der geschwinden Post zu seinem vermeintlichen Beförderer. Derselbe empfing ihn auf das freundlichste und gab ihm nach einigen Tagen ein Empfehlungsschreiben an einen Edelmann auf dem Lande, dessen Pfarrer und Seelsorger verstorben war, und der ihn deshalb ersucht hatte, ihm einen tüchtigen Menschen zuzusenden, welcher mittlerweile Predigten und Betstunden in seiner Dorfkirche halten könnte, die von den benachbarten Pastoren allzu sparsam besucht würde. Der Edel-

mann hatte zu Ende des Briefes noch die Klausel angehängt, daß, wenn es ein gelehrter und brauchbarer Mensch sei, man ihn bei künftiger Pfarrvergebung um ihrer Magnifizenz willen vor allen anderen berücksichtigen würde. Schmelzer reiste also ohne Säumnis dahin und wurde von dem alten Edelmanne und seiner ebenfalls ziemlich bejahrten Gemahlin allem Ansehen nach treuherzig bewillkommt, ja sobald er seine erste Predigt abgelegt, mit Lobreden und täglichen Wohlthaten überhäuft. Ein volles Vierteljahr war er in dieses Edelmanns Hause und an seiner Tafel gewesen, binnen welcher Zeit er nicht allein den Gottesdienst der Gemeinde aufs eifrigste befördert, sondern auch die zwei jüngsten, sehr wild und übel erzogenen Söhne des Hauses mit Treue und Liebe auf bessere Wege zu bringen gesucht hatte; als eines Abends der am Podogra krankliegende Gutsherr seinen Verwalter, einen betagten, vernünftigen Mann, an den Kandidaten abschickte und ihm melden ließ: wie er für diesmal auf die künftige Sonntagspredigt zu studieren nicht nötig hätte, denn es würde an diesem Tage nebst anderen Gästen ein benachbarter Edelmann seinen Informator mitbringen, welchem der Prinzipal eine Gastpredigt und zwar ehrenhalber thun zu lassen habe versprechen müssen. Schmelzer gab zu verstehen: solches wäre ihm von Herzen angenehm, da er zumal einen starken Katarrh auf der Brust hätte. Der Verwalter aber, der sich ein wenig bei ihm aufzuhalten Lust bezeigte, redete treuherzig fort: „Mein lieber Herr, ich will Ihnen im Vertrauen eröffnen, daß eben dieser Informator auch ein Kompetent um den hiesigen Pfarrdienst ist. Allein ich weiß gewiß, daß mein Prinzipal Sie vor allen andern erwählen wird, dafern Sie sich nur in einem einzigen Stücke nach seinem und sonderlich der Frau Prinzipalin Sinne richten." Schmelzer stellte sich aufmerksam an, einer Sache, die er bisher nicht gemerkt hatte oder nicht hatte merken wollen, vollkommen vergewissert zu werden, und so wußte der Verwalter gar nicht Umschweife genug zu machen, die ihm von seiner Gebieterin in den Mund gelegten Worte manierlich herauszubringen: daß nämlich derjenige, welcher die Pfarre haben wollte, sich unumgänglich anheischig machen müßte, die fünfunddreißigjährige Jungfer zu heiraten, welche die Frau Prinzipalin zur Ausgeberin bei sich hatte. Der Kandidat gab jedoch dem Verwalter hierauf ganz trocken und deutlich zu vernehmen, daß, wenn auch das erwähnte Frauenzimmer ihr nicht

eben häßliches Gesicht in ein englisches und ihr mittelmäßiges Naturell in die schönste Aufführung verwandeln könnte, so hätte er doch ein allzu zartes Gewissen und würde eher zeitlebens Schweine hüten, als daß er solchergestalt in eine Pfarre eindringen und seine Vokation in eine Weiberschürze gewickelt annehmen könnte. „Will mich Gott", sprach er ferner, „zum Hirten einer christlichen Herde haben, so wird er mich wohl auf erlaubten Wegen dazu führen, wo nicht, mir Gelegenheit zeigen, mein Brot auf andere ehrliche Weise zu verdienen." Diese Erklärung war vermögend, seine ganze Pfarrhoffnung dasigen Orts über den Haufen zu werfen. Denn da er gleich des anderen Tages sowohl von dem Prinzipal als dessen Gemahlin und nicht weniger der Jungfer Ausgeberin die scheelsten Mienen empfing, war leicht zu merken, daß der Verwalter offenherzig ausgebeichtet hatte.

Folgenden Sonntag kam nebst den vornehmen Gästen auch der erwähnte Informator an, welcher zwar ein ansehnlicher, mit einer starken Sprache begabter Mensch, im übrigen aber ein schwacher Gelehrter war, wie denn alle seine Reden und die zusammengestoppelte Predigt davon sattsames Zeugnis ablegten. Demungeachtet wurde in des Edelmanns Hause ein ziemliches Wesen von ihm gemacht: weil er einige verliebte Blicke auf die Jungfer Ausgeberin gespielt und sich schon unterwegs gegen den Kutscher hatte verlauten lassen: derjenige hätte von Glück zu sagen, welcher mit der Zeit dies kluge, hauswirtliche, tugendhafte und überhaupt wohlbeschaffene Frauenzimmer zur Ehe bekäme, welches er nur ein einziges Mal von fern zu sehen die Ehre gehabt hätte.

Nächstfolgenden Tages ließ der Edelmann Schmelzern vor sich kommen, that ihm mit einer hochadligen ernsthaften Miene selbst ungescheut den Vorschlag, welchen ihm der Verwalter nur als im Vertrauen gesteckt hatte, und beteuerte dabei hoch, daß er seiten seiner den Vorzug vor allen anderen Bewerbern hätte, wenn nicht seine Gemahlin und er selbst für billig hielten, ihre fromme und keusche Hausjungfer wegen ihrer von Jugend auf geleisteten treuen Dienste zugleich mit zu versorgen. Der redliche Schmelzer wiederholte jedoch seinen dem Verwalter bereits eröffneten Schluß und bat den Prinzipal, sich seinetwegen nicht abhalten zu lassen, die Pfarre zu geben, wem er wollte; er gönnte gern einem jeden, was er sich wünschte und vor Gott wie seinem

Gewissen zu verantworten getrauete. Seinesteils aber wäre er sehr skrupulös und wollte lieber mit gutem Gewissen betteln gehen, als mit schwerem Gewissen in dem vornehmsten Amte sitzen. Wiewohl nun die gnädige Frau ebenfalls dazu kam, und nachdem sie ihre Hausjungfer aufs beste herausgestrichen hatte, fast nicht Worte genug ersinnen konnte, Schmelzers sogenannten Eigensinn zu brechen, so beharrte er doch nichtsdestoweniger bei seinem Entschlusse und trug darauf an, sobald es ohne Verhinderung des Gottesdienstes geschehen könnte, ihm seine Entlassung zu geben.

Er bekam sie an eben diesem Tage mit der unerwarteten Erlaubnis, des nächsten Sonntags noch einmal zu predigen, bei welcher Gelegenheit er von der ganzen christlichen Gemeine öffentlichen Abschied nahm und ihr wünschte, daß die erledigte Seelenhirtenstelle mit einem rechtmäßigerweise berufenen Diener des Worts ersetzt werden und dessen Leben jederzeit mit Christi Lehre wohl übereinstimmen möchte.

Es gab zwar nach verrichtetem Gottesdienste ein starkes Gemurmel unter der Gemeine auf dem Kirchhofe, allein Schmelzer ließ sich nichts anfechten, sondern reiste mit Anbruch des folgenden Montags nach genommenem freundlichen Abschiede von allen ganz vergnügt zu seinem Gönner und Beförderer zurück, der, als er ihm sein gehabtes Abenteuer erzählt hatte, ausrief: „O tempora, o mores!“ seinen gefaßten Entschluß aber lobte und ihn ermahnte, nur nicht zu verzagen, weil sich sein Glück noch zu rechter Zeit finden würde.

Inmittelst hatte letztgedachter Edelmann keine andere Ursache der Verabschiedung des jungen Schmelzers vorzuschützen gewußt, als daß seine Sprache zu schwach sei und die Kirche nicht wohl ausfüllen könnte, welches doch ein wider die Wahrheit laufendes Geschwätz war. Die Bauern aber, die etwan auch ein Wort bei der Wahl eines neuen Predigers zu sprechen hatten, setzten sich stark wider den Beruf des Informators, ja gebrauchten sogar den groben Ausdruck: wenn es nur auf die stark brüllende Stimme allein ankäme, so überträfe ihr Dorfochse den Informator bei weitem. — Allein die armen Leute mußten nach vielem Prozessieren denselben endlich dennoch annehmen, so wie er selbst die Jungfer Ausgeberin ebenfalls gezwungen heiraten, nachdem er viele listige Streiche, sich von dem mit ihr eingegangenen Verlöbnis loszuwickeln, gespielt hatte.

Wenige Wochen nach Schmelzers Zurückkunft erhielt er abermals auf Unterhandlung seines Beschützers ein Einladungsschreiben zu einer Probepredigt in einer nahegelegenen Mittelstadt, demzufolge er sich zu gehöriger Zeit aufmachte und sie nach seinem Vermögen unerschrocken ablegte. Wenn er nun aber auch nach dortigem Brauche ein ziemlich scharfes Tentamen und zwar hauptsächlich über den Locum de providentia divina so rühmlichst bestand, daß er in der Wahl die meisten Stimmen erhielt, so machte dennoch eine verzweifelte Verleumdung wiederum alles rückgängig.

Als er nämlich eines Abends im Posthause, wo er wohnte, unter etlichen einheimischen Gelehrten und fremden Reisenden Platz genommen hatte und unvermerkt mit in das Gespräch gezogen wurde, wobei etliche einen berühmten Professor wegen seiner etwas hart lautenden Grundsätze zum Atheisten machen wollten, gab er sich die Mühe, ihn disputationis gratia zu verteidigen und zeigte auch, daß der gelehrte Mann in vielen Stücken ganz anders verstanden sein wollte.

Da nun die dabeisitzenden einheimischen jungen Gelehrten zuletzt nichts mehr gegen diese, wiewohl meist scherzhafte Defension aufzubringen wußten, so mochten sie etwa aus Verdruß und Bosheit in der Stadt aussprengen: Schmelzer sei ein Erzanhänger des Professors und werde in dem heiligen Predigtamte treffliche Streiche machen. Nun mußte ihn zwar von Rechts wegen die Ortsgeistlichkeit, welche seine theologischen Grundsätze ernsthaft angehört hatte, selbst verteidigen. Allein ein alter halbgelehrter Mitgeistlicher, der eine starke Freundschaft in der Stadt hatte, und der, im Fall nur Schmelzer abgewiesen wäre, seinen nahen Vetter desto eher auf die Kanzel zu bringen gedachte, trat sogleich auf und rufte: „O domini! o domini! latet anguis in herba; bedenket nach eurem Gewissen, was das Beste sei? Auch der geringste Verdacht in diesem Stücke ist schon vermögend, Irrtümer anzurichten. Es sind noch genug untadelhafte Leute in der Welt anzutreffen, ob sie gleich nicht in so vielen spekulativischen Dingen geübt sind.“ Einige Gönner Schmelzers verursachten hierauf, daß derselbe ob dieses Tadels vor der gesamten Geistlichkeit seines Glaubens wegen noch einmal Rechenschaft geben mußte, und er vollbrachte es zu seiner gänzlichen Rechtfertigung, indem er sich schließlich dabei die Gunst erbat: daß ihm vergönnt werden möchte, gleich nächsten Tages vor Gelehr-

ten und Ungelehrten, an einem öffentlichen Orte, jedoch außer der Kirche, seine Lehrart in einer deutschen Rede ordentlich vorzustellen.

Dieses wurde ihm in dem großen Schulhörsaal zugestanden, wo sich früh zwischen acht und neun Uhr alle Honoratioren versammelten. Demnach fing er an zu perorieren, erzählte seinen Lebenslauf ganz kurz, legte sein Glaubensbekenntnis desto weitläufiger ab und forderte nochmals seine Verleumder mit sanftmütigem Geiste auf, allda öffentlich seiner Lehre, Leben und Wandel entgegenzustehen und seiner ferneren Erklärung gewärtig zu sein. Allein, ob sie gleich alle anwesend waren, so wollte doch kein einziger den Mund aufthun und sprach also der Gekränkte nach langem Warten: „Es ist mir genug, daß sich mein ganzes Wesen allhier gerechtfertigt erweist. Ich will deswegen nun meine Straße wiederum von dannen ziehen und mein anderweites Glück mit Gelassenheit erwarten, um sowohl denen, so an ihrer Beförderung verzweifeln wollen, als meinen Feinden, keine fernere Ungelegenheit zu erregen." Dieserhalb wurde er zwar noch des folgenden Nachmittags in eine Versammlung redlicher Leute gerufen, welche sich, sowie der erste Prediger selbst, viele Mühe gaben, seine Abreise zu hintertreiben, indem sie ihm fest versicherten, die Sache ohne ferneren Streit auf erwünschten Fuß zu setzen. Da er aber binnen wenig Tagen erfuhr, daß jener besorgtere Geistliche mit seinem Anhange allerhand verdrießliche Händel in der Stadt anzuspinnen suchte, derweil von anderen menschenfreundlichen Bürgern Gegenverfassungen gemacht wurden, so nahm er alles Bittens und Zuredens ungeachtet von seinen Freunden plötzlichen Abschied, um nicht durch seine Person Zwiespalt, Zank und Streit entstehen zu sehen.

Ungeachtet dieser abermaligen Unannehmlichkeit war Schmelzers Universitätsgönner, als derselbe wiederum unverrichteter Sache vor ihm erschien, unermüdet geflissen, ihn unterzubringen. Angesehen aber, daß bei allen Gelegenheiten besonders ungünstige Umstände eintraten, ward der Kanditat allgemach der Meinung, daß es Gottes Wille nicht sei, ihm durch die Fürsorge dieses Mannes zu helfen. Ihm also keine weitere Mühe zu verursachen, nahm er von demselben auf etliche Wochen Abschied, nachdem er ihm für seine Mühwaltung gedankt und sich seines Wohlwollens versichert hatte und reiste mit einem guten

Freunde, der Jura studiert, nach dessen Geburtsstadt, wo er bei seinen Eltern etliche Wochen als Gast verbleiben mußte. Hier fand er denn mittlerweile Gelegenheit, sowohl bei dem Oberpfarrer als bei den anderen Geistlichen Zutritt zu erhalten. Ja, weil der Oberpfarrer ziemlich hinfällig war, so ließ er sich durch einen dritten bereden, eine Zeitlang den Aufenthalt in dessen Hause zu suchen, an seinem Tische mit zu speisen und ihm seine Amtsverrichtungen soviel als zulässig mit besorgen zu helfen. Der ehrliche Mann sah wohl, daß sein neuer Hausgenosse sich in keinem Stücke, auch sogar nicht in Haushaltungsgeschäften, einige Mühe verdrießen ließ und wollte deswegen nicht das geringste Kostgeld oder Stubenzins von ihm annehmen. Allein seine Ehefrau wußte sich seines Geldbeutels dennoch auf eine so unscheinbare Art zu bedienen, daß sie zuweilen mehr aus ihm zog, als ein billiges Honorar austragen konnte. Es war immer schade um diesen sonst aller Ehren werten Mann, daß er ein Sklave der Launen seines Weibes ward; denn weil sie ihn betäubt hatte, den Bischofsstab nach ihrem Willen als eine Wünschelrute zu gebrauchen, so mußte dieselbe bei Besetzung geistlicher Ämter nur auf diejenigen schlagen, bei denen die geizige Frau auf ansehnliche Spenden sicher rechnen konnte. So zum Beispiel hatte sich um selbe Zeit ein gewisser Herrendiener zur Ungebühr weit mit einem Weibsbilde eingelassen, um welchen Flecken abzuwischen er endlich die Trauung mit ihr einging und sich der gewöhnlichen Geldbuße unterwarf. Wegen der Trauung wurde ihm zwar gewillfahrt; anderenteils aber wollte der Oberpfarrer aus besonderen Gründen beide Leute nicht eher zum heiligen Abendmahle lassen, bis sie die ordentliche Kirchenbuße gethan und der christlichen Gemeine das gegebene Ärgernis kniend abgebeten hätten. Der Herr des erwähnten Dieners wollte ihn nicht gern vor den Leuten bloßgestellt wissen und wandte darum viele Mühe an, von dem Oberpfarrer die Rechtswohlthat zu erhalten, welche bereits vielen anderen für bares Geld angediehen war. Allein er suchte lange Zeit vergebens nach, bis sich endlich die Frau Oberpfarrerin ins Mittel schlug und ihn ersuchen ließ, ihrem Sohne, der Auditeur beim Militär war, für Geld und gute Worte ein paar Hirschhäute zu Koller und Hosen zu überlassen. Da nun der Herr merkte, wo er Bartheln müßte Most holen lassen, so gab er dem im Kirchenbanne sich befindenden Diener zwei Hirschhäute, sie der Oberpfarrerin als ein Geschenk zu über-

bringen, die ihm sofort die völlige Sühnung seines Verbrechens mit der Erlaubnis zuwege brachte, noch desselben Tages in den Beichtstuhl und den darauf folgenden zum Tische des Herrn zu kommen. Zu anderer Zeit hatte ein im Ehestande lebender Mann sich gelüsten lassen, eine ledige Dirne zu verführen, die aber, nachdem sie die Zeichen ihrer Schwangerschaft und überdies erkennt, daß es am klügsten gehandelt sei, von ihren Buhlen ein Stück Geld zu nehmen und auf einen anderen auszusagen, sich einen solchen alsbald erkürt, den sie als Vater ihres Kindes angibt. Beide Männer kamen hierauf miteinander zu Streite, so daß immer einer dem andern das Vaterrecht an den Hals wirft, bis die Sache am Ende an die Geistlichkeit gelangt. Der Verehlichte mag unfehlbar besseren Bescheid wissen als der andere, überbringt deswegen der Frau Pfarrerin ein paar Päcklein feines Zeug, welches kaum mit der Elle ausgemessen, da schon der fröhliche Geber von aller Schuld losgesprochen ist. Ja, als der andere Mensch diesen Flecken nicht allein auf sich haften lassen will, gibt ihm der geistliche Herr noch die tröstliche Vermahnung: er sollte es doch immer gut sein lassen, es wäre ein menschlicher Fehler, welcher durch eine mäßige Kirchenbuße abgethan werden könnte. Er wäre ein lediger Mensch, der aus Liebe zu seinem verehlichten Nächsten dergleichen Sache eher auf sich nehmen könnte als der andere, mit dem es schon etwas mehreres auf sich hätte. – Man bedenke, ob allhier nicht eingetroffen, was Gott durch den Propheten Micha, im dritten Kapitel, zweitem Verse redet: „Ihre Häupter richten um Geschenke, ihre Priester lehren um Lohn, und ihre Propheten wahrsagen um Geld.“ Denn Schmelzers Patron wußte zum Beispiel alles so politisch zu spielen, daß niemand leicht einen Pfarr- oder Schuldienst in der Stadt oder auf dem Lande bekam, als wer sich vorher mit der Frau abgefunden hatte. Manche arme Dorfpfarrer hatten sich wehe genug thun müssen, ehe sie das versprochene Honorar teils mit Korn, Weizen, Gerste, Flachs, jungen Schweinen, Kälbern, Hühnern und Gänsen, teils mit barem Gelde abtragen können. Ein oder ein paar Bienenstöcke, etliche Kannen Honig oder Pflaumenmus, Butter und Käse, welches die Dorfschulmeister oder Kantoren, wie sie gern heißen mochten, wohl zuweilen spendeten, wurden ganz gleichgültig angenommen. Derjenige aber, so ein paar fette Konsistorialvögel, wenigstens so viel Kapaunen, eine mit vielen Küchlein gesegnete Gluckhenne und dergleichen brachte, bekam

nicht allein freundlichere Mienen, sondern verblümterweise sogar Anwartschaft auf die Pfarre. Sonst war die Frau Oberpfarrerin die Zuflucht aller männerbegierigen Jungfern, denn wenn diese nur erst die rechten Schliche zu ihrem Herzen fanden, wurde ihnen nach Standesgebühr bald mit einem Pfarrer-, Kirchen- oder Schuldienste geholfen, und so büßte der gute Sankt Andreas auch bei dem abergläubigsten Frauenzimmer völlig seinen Kredit ein. Den Witwen und Waisen war diese Frau ungemein tröstlich, denn sie mochten hier oder da eine gerechte oder ungerechte Forderung anstellen, so mußte ihnen dennoch ein günstiges Urteil gesprochen werden, wofern sie etwas im Vermögen und zu spenden hatten. Den armen alten Leuten, aber nur weiblichen Geschlechts, stand ihre milde Hand täglich offen, weil diese sonderlich geschickt waren, alle neuen Mären, so in der Stadt oder auf dem Lande vorkamen, in ihr Kabinett zusammenzutragen, das zu gewissen Tagesstunden allen dergleichen Postträgerinnen erschlossen war. Übrigens, aller Einkünfte ungeachtet, herrschte doch Schmalhans, ihrer außerordentlichen Nahrhaftigkeit wegen, in allen Ecken, so daß kaum die Kinder, das Hausgesinde aber desto weniger, satt zu essen bekamen, weswegen auch selten eine Magd über ein Vierteljahr bei ihr blieb. Ein gerechtes Ärgernis war es, wie diese Frau ihre Kinder in allen nur ersinnlichen Thorheiten unterwies, indem sie ihnen, ihrer Meinung nach, die Grundregeln der Politik beizubringen gedachte. Konnte der jüngste Sohn ex tempore eine Lüge aus der Luft schnappen, so war es zwar nach ihrem Sinne eine Anzeige eines erfinderischen Kopfes; dafern er aber seine Lüge nicht mit besonderen wahrscheinlichen Umständen unverschämterweise behaupten und fortführen konnte, mußte er einen Verweis einstecken und aus ihrem mütterlichen Munde die subtilsten Bedenken anhören und beherzigen. Den älteren Sohn unterrichtete sie selbst fast täglich in der Kunst, Frauenzimmer zu unterhalten, er mußte lernen schmeicheln, Artigkeiten sagen, Hand und Mund nach der Mode küssen und hunderterlei andere Albernheiten begehen, von denen er der Frau Mama oft wiederholte Proben abzulegen hatte.

Hatte nun der ehrliche Schmelzer mit der Zeit alle Anstalten dieses Hauses in genauere Betrachtung gezogen und überdies erwogen, daß er dasigen Orts ebenfalls keine Beförderung ohne sonderbare Knoten und Gewissensskrupel erhalten würde, so empfing er zu seiner Freude plötzlich einen Brief aus seiner Heimat,

worin ihm ein durch einen unerwarteten Todesfall daselbst erledigtes Schulamt angetragen wurde, und verabschiedete er sich also, weil ihm die größte Eile dabei zur Pflicht gemacht worden war, sofort von seinem Prinzipale, indem er die ungesäumte Rückreise nach Elbing antrat.

Allein das unerforschliche Verhängnis hatte ganz widerwärtig scheinende Schlüsse gegen ihn gefaßt, denn nachdem er bereits zwanzig Meilen zurückgelegt hatte, schlug einst mitten in der Nacht der Postwagen dergestalt unglücklich für ihn um, daß nicht allein durch die nachschießenden aufgepackten Kasten seine beiden Beine sehr geschellert, sondern ihm überdies der rechte Arm schmerzlich zerbrochen wurde. Einem Passagier ging es noch erbärmlicher, indem er im Stürzen das Halsgenick zerbrach und augenblicklich seinen Geist aufgab, zwei andere aber waren fast ebenso unglücklich als Schmelzer. Der Wagen wurde mit größter Mühe wieder aufgerichtet und die Passagiere sämtlich zu der nächsten Stadt weitergefahren, die sie mit dem anbrechenden Tage erreichten, und in der ein Arzt und Wundarzt den genommenen Schäden zu Hilfe kam.

Also ward Schmelzer nun zwar an Arm und Beinen gehörig verbunden, empfand auch daran einige Linderung seiner Schmerzen, jedoch die starke Quetschung am Rückgrat mochte eine innerliche Entzündung verursacht haben, weswegen ihn wenige Tage nachher ein hitziges Fieber befiel, an dem er bis in die vierte Woche gefährlich krank darniederlag.

Die Heilung seines zerbrochenen Arms wie auch der angeschellerten Beine wurde dadurch um ein Merkliches verzögert, endlich aber befand er sich zwar in der siebenten Woche wiederum kräftig genug, die fernere Reise anzutreten; als er jedoch in seiner Vaterstadt ankam, sah er sich zu seiner Kränkung und Bekümmernis abermals in seinen Hoffnungen auf eine gesicherte Zukunft getäuscht, indem er hörte, daß die in Frage stehende Schulstelle von den Patronen bereits anderwärts vergeben war, weil denselben sein Ausbleiben allzulange gewährt hatte.

Wer hätte wohl bei dergleichen oft wiederholten Streichen des falschen Glücks nicht endlich ungeduldig und verzagt, sogar zweifelhaft an seiner Beförderung werden wollen! In einer solchen Stimmung betraf den geprüften Schmelzer der Ruf zum Predigtamte bei der Gemeine der Insel Felsenburg, und stand er keinen Augenblick an, denselben anzunehmen. Er verteilte sein Ver-

mögen unter seine Geschwister, setzte seine Weiterreise zu Lande nach Amsterdam fort und schiffte sich an diesem großen Seeplatze nach dem Orte seiner Bestimmung ein, wo er sich endlich der Behaglichkeit einer ihm angemessenen erwünschten Lage zu erfreuen hatte.

Die alte Thörin.

Die verwitwete Frau von Kupferberg hatte schon zum sechzigsten Male ihren Geburtstag gefeiert und wollte doch noch Anspruch auf Schönheit und Anmut machen. Nichts war komischer anzusehen als die kleine ungestaltete Frau, gestützt auf eine mit Gold beschlagene Krücke, geputzt mit modischen Stoffen wie ein junges Mädchen von sechzehn Jahren. Ihre Gestalt stand in dem auffallendsten Gegensatze zu dem Flitterstaate, womit sie sich behängt hatte. Falsches Haar bedeckt das natürliche, das zu sehr ihr Alter verraten haben würde. Die Tour ist mit einem kleinen Kopfputz nach der neuesten Mode übersetzt, das runzelige Gesicht mit dicker Schminke belegt, und hie und da sind einige Schönpflästerchen angeheftet. Sie will mit ihren unstet blinzelnden Augen lachen und verdreht sie nur, indem sie durch diese Anstrengung tropfenweise ein klares Wasser daraus ablöst, das in den Augenwinkeln alter Leute oft als ein Zeichen ihres abnehmenden Gesichtes steht und vertrocknet. Sie läßt gern einen langen knöchernen Hals oder einen kleinen, vor einem Vierteljahrhunderte vielleicht reizend gewesenen Fuß sehen und glaubt ungeachtet der Zahl ihrer Jahre noch immer die Herzen der jungen Männer zu bezaubern, indes ihr Spiegel ihr Tag für Tag deutlich und zu ihrem größten Verdrusse sagt, daß ihr ganzes Wesen ihnen ein Spott oder ein Greuel sein muß. Da Frau von Kupferberg nun überhaupt auf mancherlei Art von der traurigen Wahrheit überzeugt ward, daß sie wenigstens nicht mehr die nämliche sei, die sie vormals war, und da sie wohl oder übel bemerken mußte, wie nach und nach ihre jungen und

zuletzt auch ihre alternden Anbeter verschwanden, so faßte sie den Entschluß, mittelst der Toilette ihren verfallenen Körper in eine bessere Form zu bringen. In ihrem zusammengekniffenen welken Munde wurden künstliche Zähne in die entstandenen häufigen Lücken gesetzt, und durch ein Treibwerk bekam ihr Busen eine Elastizität wie bei den jüngsten Mädchen. Geld, Mühe und Schmerzen wurden nicht geschont, wenn sie dadurch ein frischeres jugendliches Ansehen erlangen konnte. Sie schmeichelte sich, hinter die Schliche der Natur gekommen zu sein und ihren Taufschein Lügen strafen zu können. Ihre Eigenliebe machte ihr weis, einem jeden zu gefallen, der sie sah. Alle, die mit ihr ein paar Worte sprachen, waren ihrer Meinung nach schon ihre Liebhaber, und so fand sie immer und überall Beweggründe zu Trost und Beruhigung über etwaige Kränkungen.

Die Frau von Kupferberg hatte eine einzige Tochter. Anstatt daß sie diese wie eine zärtliche Mutter hätte lieben sollen, hatte sie vielmehr einen tödlichen Haß auf sie geworfen. Der Grund dieses Hasses ist leicht einzusehen. Die Gegenwart dieser Tochter mußte ihr immer höchst unangenehm sein, weil man von deren Alter ungefähr auf das Alter der Mutter schließen konnte. Die arme Sophie sollte deshalb fast mit Gewalt aus dem mütterlichen Hause entfernt werden. Man rühmte ihr oft das Angenehme, Reizende der Stille und Einsamkeit eines Klosters, ohne daß man sie jedoch bewegen konnte, sich wirklich darein vergraben zu lassen. Frau von Kupferberg hätte ihrer Tochter gern die Hälfte ihres Vermögens überlassen, wenn sie nur niemals in ihrer Gesellschaft erschienen wäre. Das beste Mittel, sie sobald als möglich los zu werden, wäre freilich gewesen, sie zu verheiraten; allein das war nicht thunlich, weil die Alte fürchtete, bald darnach Großmutter genannt zu werden.

Sophie ertrug alles mit Geduld. Ihr Charakter war ebenso liebenswürdig als ihre Person. Sie verdiente in der That ein besseres Schicksal, und Frau von Kupferberg war einer solchen Tochter nicht wert. Der Graf von Limbach, ein so wie wenige seines Standes und Alters verständig zu preisender junger Edelmann, ward von den Vorzügen und Vollkommenheiten des Fräuleins gerührt. Seine vornehme Geburt und sein großer Reichtum machten ihn vornehmlich bei den Frauen angesehen und beliebt. Junge und alte empfindsame Weiber und Koketten bemühten sich um die Wette, ihn in ihre Netze zu locken. Er

fand einmal Gelegenheit, das Fräulein Sophie in einem Hause zu sehen, wo er vielen Zutritt hatte. Sie liebten sich einander beide von dem ersten Augenblick an, da sie sich sahen. Der Graf sagte ihr seine Empfindungen, seine Wünsche, bat um Erhörung. Sophie errötete, stellte sich anfänglich gleichgültig zu sein, gestand ihm aber am Ende eben ihre wahre Gesinnung: daß sie nur allein für ihn leben würde, daß er aber vor allen Dingen die Einwilligung ihrer Mutter haben müßte. Der Graf wollte sich augenblicklich zu den Füßen derjenigen stürzen, von der sein ganzes Glück abhing, ihr seine Verhältnisse schildern und sie bitten, seinem Liebesbunde mit ihrer Tochter ihren mütterlichen Segen zu verleihen. Sophie hielt ihn indessen auf. „Eine Übereilung“, sagte sie zu ihm, „kann hier leicht alles verderben, lieber Graf. Ich fürchte, meine Mutter willigt nie in unsere Verbindung ein.“ — Thränen rannen bei diesen Worten von Sophiens blühenden Wangen herab. Der Graf beschwor sie, sich ihm näher zu erklären. Sie schilderte ihm mit töchterlicher Schonung ihre Mutter, wie sie war. Der Graf sann auf eine Rettung aus dieser Verlegenheit hin und her und wollte fast vor Schmerz vergehen, da sich ihm gar kein Ausweg zeigte. Endlich gab die Liebe Sophien ein Hilfsmittel an die Hand. „Wir können uns alle Tage sehen“, sagte sie zu dem Grafen, „allein Sie müssen sich entschließen, meiner Mutter den Hof zu machen. Ein wenig Verstellung und Verleugnung Ihrer wahren Empfindungen, ein wenig zärtlichere Aufmerksamkeiten gegen sie, als Sie ihr ohnedies als meiner Mutter erweisen würden, öffnet Ihnen unser Haus und setzt uns beide in den Stand, in fortwährendem gegenseitigen geheimen Verkehre Mut und Ausdauer zu finden, einen zukünftigen günstigeren Augenblick zur Erfüllung unserer Wünsche abzuwarten.“ — Entschlossen, wie der junge Graf wohl gewesen wäre, seiner Liebe alle, auch die schwersten Opfer zu bringen, ging er bereitwillig auf diesen Plan der Geliebten ein und traf mit ihr bei dieser nämlichen Zusammenkunft auch noch die näheren desfallsigen Verabredungen. Er fand bald Gelegenheit, sich in den Häusern Eingang zu verschaffen, welche Frau von Kupferberg am meisten zu besuchen pflegte. Er überhäufte die eitle Alte mit Artigkeiten und zuvorkommender Gefälligkeit. Seine Blicke schienen sie überall zu suchen, sobald er von ihr gesehen zu werden vermutete. Er sprang vor ihr her, unterhielt sie mit empfindsamen Gesprächen,

seufzte ihr etwas vor, drückte ihr die Fingerspitzen und küßte ihre Hände. Die gute Dame glaubte ihn sehr bald bis zum Närrischwerden in ihre Reize verliebt. Er sah sie mit der Lorgnette von oben bis unten an, ließ sich absichtlich auf kleine Zänkereien mit ihr ein, um eine Versöhnung anstellen zu können, kurz, er spielte die Rolle des Verliebten so gut als der beste Schauspieler unserer Zeit. Einmal bot ihr der Graf seine Dienste an, um sie nach ihrem Wagen zu führen. „Sie sind ein kleiner Spitzbube", sagte sie zu ihm ganz leise mit ihrer, den komischen Eindruck ihrer Eigentümlichkeit unendlich erhöhenden tiefen baßartigen Altstimme, „wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, so nehmen Sie heute mit einem schlechten Abendessen bei mir vorlieb." — Man kann sich leicht vorstellen, mit welchem Ausdruck der Freude der Graf dies annahm. Die Alte war von ihrem Wahne, der Gegenstand seiner Entzückungen zu sein, beseligt und merkte im geringsten nicht auf die Blicke, die sich der Graf und Sophie zuwarfen. Sie bat ihren vermeinten Anbeter, sie oft mit seinen Besuchen zu beehren. Auf diese Art ward der Graf bei der Mutter seiner Gebieterin eingeführt und hatte immer erneute Gelegenheit, sie zu sehen.

Das Benehmen der Frau von Kupferberg gegen den Grafen würde jedem anderen als ihm lautes Lachen abgenötigt haben. Zuweilen hörte sie ernsthaft seine Unterhaltungen an, dann erkünstelte sie ein gewisses flüchtiges Wesen und bestrebte sich, den jungen Mädchen nachzuahmen; oft antwortete sie bloß mit Seufzern und schmachtenden Blicken. Sie biß sich in die Lippen, preßte sich die künstliche Brust empor, sang dem Grafen wohl auch, in einem Tone, der sich nicht beschreiben läßt, um ihn noch mehr zu bezaubern, ein neues Liedchen vor. Kurz, die Lächerlichkeiten der alten Frau überstiegen fast das Glaubliche und flößten jedem rechtlichen Manne, besonders auch dem Gegenstande ihrer Bemühungen, wahres Mitleiden ein, den noch überdies die lästige und unedle Verstellung schwer betrübte, mit der er sich den Anblick und jedes Lächeln seiner Geliebten erkaufen mußte. Er erwartete ängstlich den Augenblick, wo er mit Sophien allein sein konnte, um sich wegen des traurigen Zwanges schadlos zu halten, der ihm auferlegt ward. Einmal, als sie vermuteten, daß Frau von Kupferberg ausgegangen sei, unterhielten sich die jungen Leute miteinander von ihrer Liebe. Der Graf beklagte sich über die lange Dauer seiner Rolle; Sophie sprach ihm Mut zu,

sie fortzuspielen, und fügte hinzu, wie sie nichts sehnlicher wünsche, als sobald als möglich sein Glück zu machen. Der Graf warf sich ihr ganz hingerissen zu Füßen, ergriff eine von ihren Händen, bedeckte sie mit Küssen und Thränen, und in dem nämlichen Augenblicke trat die Mutter ins Zimmer.

Wenn es ja möglich ist, sich die Bestürzung und Wut der betrogenen Alten vorzustellen, so muß man sich die heftigsten Leidenschaften vereinigt denken, um sich einen Begriff von ihrer Lage zu machen. Die beiden Liebenden standen unbeweglich wie vom Blitz getroffen da. Mit feurigen Augen, aus denen der höchste Grad des Zorns hervorstrahlte, betrachtete sie lange die Unglücklichen. „Ihr betrügt mich also!" rief sie endlich aus. „Treuloser Graf", dem ich leider nur zu günstig gesinnt war, „Sie können eine andere mir vorziehen? Gehen Sie, Ihr schlechter Geschmack rächt mich hinlänglich an Ihnen." — „Ich bete Ihre Tochter an", sagte der Graf und stürzte vor ihr auf die Kniee, „vergeben Sie mir, was ich verbrochen habe. Meine innigste Achtung gehört Ihnen an, aber die reizende Sophie hat meine ganze Liebe und Zärtlichkeit gefesselt." — Frau von Kupferberg wollte den Grafen nicht weiter anhören, sie benahm ihm alle Hoffnung, daß er jemals ihre Einwilligung in die Verbindung mit Sophien erlangen könne, und befahl ihm zugleich, sie und ihr Haus zu verlassen. Er sah sich genötigt zu gehorchen und entfernte sich verzweiflungsvoll von Sophien. Sobald er fort war, ließ die aufgebrachte Alte anspannen und vorfahren. Sie stieg in den Wagen, und ihre Tochter mußte bei ihr Platz nehmen. Weder Bitten noch Thränen des armen jungen Mädchens rührten die eifersüchtige Mutter, sie brachte sie wirklich in ein Kloster, das zehn Meilen von Wien lag.

Der Verdruß und die mancherlei Kränkungen, welche die verliebte Alte in dieser Angelegenheit ausgestanden hatte, griffen sie nicht eben empfindlich an, und sie vergaß bald alles wieder. Der Graf war jetzt in ihren Augen ein junger Geck ohne Verstand und Geschmack. Sie glaubte, es würde sich bald genug ein andrer Liebhaber, ein besserer Kenner als der erste finden, der ihre Verdienste und Reize zu bemerken und zu schätzen verstehen würde. Die Entfernung ihrer Tochter hielt sie für die beste Vorbereitung dazu. Um den glücklichen Sterblichen, der aus ihr einen Abgott machen würde, desto eher anzutreffen, wendete sie noch mehr Kunst und Fleiß auf ihren Anzug und

verdoppelte ihre Bemühung, ihr Gesicht so jugendlich zu machen, als Farbe, Kreide und Wasser es nur machen wollten. Sie ward dadurch zehnmal lächerlicher als vorher. Ihr Bestreben, mit Gewalt zu gefallen, fiel jedermann auf. Man sah auf der Straße, in der Kirche, in allen Gesellschaften, wo sie sich einfand, allein auf sie, und keines wußte, ob es seinen Sinnen trauen könnte, eine Frau in ihrem Alter noch so als Närrin zu sehen. Am Ende machte man sich auf ihre Kosten lustig, selbst die Straßenjungen folgten ihr in langen Zügen, um den geputzten Affen in der Nähe anzuschauen. Anstatt daß sie die Verachtung hätte merken sollen, die ihre wunderliche, würdelose Erscheinung zuwege brachte, glaubte sie in der That ernstlich, daß man sie bewundere. Wenn jemand sie auslachte, wo sie vorbeiging, hielt sie es für ein liebevolles Lächeln. Wenn man in ihrer Gegenwart heimlich sprach, bildete sie sich in ihrer Eigenliebe ein, daß man sich ihr Lob zulispelte. Wenn ein lautes Gemurmel entstand, so oft sie sich im Schauspiel oder auf einem Spaziergange erblicken ließ, konnte nur das Erstaunen über ihre Reize der Grund desselben sein.

Indessen lebte Sophie im Kloster, ohne weder von ihrer Mutter etwas zu hören, die sie vergessen hatte, noch von ihrem Liebhaber, der sich vergebens alle mögliche Mühe gab, zu erfahren, wo sie hingekommen sei. Sie würde vor Betrübnis gestorben sein, wenn nicht eine würdige Klosterfrau alle Pflege und Sorge für sie getragen hätte. Dies schätzbare Frauenzimmer tröstete sie und führte ihr in Gedanken eine bessere Zukunft vor. Wenn ein Unglücklicher beklagt wird, wenn er sieht, daß die Erzählung seiner Leiden einen andern rührt, dann bekommt er einen gewissen Mut, seine Seele erheitert und erweitert sich, und er vergißt schon halb seinen Kummer. Die betrübte Sophie erfuhr eben diese Wirkung von der Teilnahme ihrer Trösterin.

Die Mutter Angelika, so hieß die würdige Klosterfrau, welche die schöne Einsiedlerin so lieb gewonnen hatte, war alt und grau. Sie hatte Frau von Kupferberg sehr genau gekannt, beide waren in der Jugend miteinander aufgewachsen und hatten damals unter sich eine genaue Freundschaft errichtet. Gewisse Familienunglücksfälle nötigten Angelika, den Schleier zu nehmen, mit Betrübnis trennte sie sich von ihrer Freundin. Frau von Kupferberg, an die Welt gefesselt, vergaß sehr bald die Nonne Angelika, ja sogar den Namen des Klosters, wo sie sich aufhielt.

Wenn sie gewußt hätte, daß sie ihre Tochter in solche Nähe ihrer Jugendfreundin brächte, so würde sie nach aller Wahrscheinlichkeit lieber ein anderes Kloster für sie gewählt haben, weil es ihr höchst unangenehm sein mußte, eine alte Freundschaft zu erneuern, die beweisen konnte, wie lange sie schon gelebt hatte.

Die Thorheiten und Ausschweifungen der Frau von Kupferberg nahmen immer mehr zu als ab. Täglich erdachte sie sich neue Weisen, sich zu kleiden. Die auffallendsten Moden waren ihr die erwünschtesten, und sie trug sie gewöhnlich schon, wenn sie noch kein Mensch in Stadt und Land kannte. Ein armer Edelmann, Namens Lenau, bemerkte mittlerweile schon längst mit Vergnügen die Schwäche dieser sechzigjährigen Schönheit und faßte den Entschluß, von ihr seinen Vorteil zu ziehen. Der Ritter Lenau lebte bloß von dem, was ihm seine Industrie einbrachte. Er war einer der zahllosen Menschen, welche die Kunst verstehen, alle zu betrügen, mit denen sie zu thun haben. Seinen eigentlichen wahren Charakter verbarg er vor jedermann und widersprach sich nie. Man sah ihn mit den größten Spielern spielen, denen er öfters große Summen abgewann, um, wie er sagte, seinen anderwärts gehabten Verlust wieder zu ersetzen. Er war ein Freigeist in Worten und Thaten mit Wüstlingen, die ihm sehr teuer die Vergnügungen bezahlen mußten, die sie in seiner Gesellschaft genossen. Er war Pietist, Herrnhuter und Frömmling, wenn er es mit Schwärmern zu thun hatte, die stets die Liebe Gottes im Munde führen und von der Liebe der Menschen nichts wissen; allein seine heuchlerische Miene täuschte sie, und er wußte ihre Börse manchmal zu schröpfen. Überdies hatte dieser irrende Ritter ein festes und gewisses Einkommen von Frauen, die ungeachtet ihres Alters thörichterweise noch für schön und jung gehalten werden wollen und sich freuen, wenn noch einmal einer kommt und ihnen die Ehre anthut, sie zu lieben oder sich wenigstens in sie verliebt zu stellen. Solche Frauen sehen das Opfer ein, das ihnen die Männer bringen, und sind auf Erkenntlichkeit bedacht: alle Bedürfnisse, die nötigen und die überflüssigen, befriedigen sie ihren Anbetern gern, und wenn ja eine durch Zufall diese Sitte nicht wissen sollte oder aus Geiz sich stellte, sie nicht zu wissen, so kann ein kluger Mensch, ihr ganz unbemerkt, ihr seine Wünsche beibringen; es wird ihm ein Leichtes sein, selbst die Geizigste zur Verschwenderin zu machen und ihrem Geldbeutel so oft zuzusprechen, als er will. Der

Ritter Lenau war kein Neuling in diesem Geschäft und machte sich auf die alte Dame große Rechnungen.

Er ließ sich bei ihr einführen, war liebenswürdig, galant und wußte der Frau von Kupferberg so viele Süßigkeiten vorzuschmeicheln, daß er in kurzer Zeit bei ihr die Stelle eines Hausfreundes bekleidete. Die Fortschritte, wozu sie ihm selbst Gelegenheit gab, die zärtlichen Blicke, die sie ihm zuwarf, machten ihm Mut, ihr seine Liebe zu entdecken. Die Alte ward zum Schein rot, zwang sich eine kleine Weile zu widerstehen, gestand ihm aber bald nachher seinen Sieg. Der Ritter war schon zu weit gegangen, als daß er, wenn er auch gewollt, hätte zurücktreten können, und so mußte er mit erheucheltem Entzücken alle Liebkosungen eines Gegenstandes dulden, den er abscheulich fand. Der bequemen Weite seines Gewissens wurden die wenigen Vorwürfe eben nicht sehr fühlbar, die er sich dann und wann vielleicht über die ehrlose Rolle machte, die er unternommen hatte durchzuführen. Frau von Kupferberg glaubte, infolge dieser glänzenden Eroberung, steif und fest an die Gewalt ihrer Reize und ließ es sich nicht einfallen, daß Lenau bloß aus Eigennutz für sie seufze. Die Zerstörungen, welche die Zeit bei ihr angerichtet hatte, hatten den Geschmack am Vergnügen noch keineswegs bei ihr ausgelöscht. Sie wünschte zu genießen und nötigte alsobald den Ritter, die Pflichten eines zärtlichen Liebhabers gegen sie zu erfüllen. Sie war ihm für die Dienste, die er ihr als solcher leistete, nichts weniger als undankbar. Sie überhäufte ihn mit Geschenken, die der Ritter alle mit einer Miene empfing, die ihr sagte, wie beschämt er über ihre Großmut und seine Unfähigkeit, einer so teuren Hand etwas abzuschlagen, sei. Er beteuerte, weiter nichts von ihr annehmen zu können; allein so oft sie ihm etwas gab, sagte er ihr dasselbe, indem er alles nahm. Als er gewahrte, daß ihre Freigebigkeit etwas nachließ, verstand er die Kunst, sie wieder in Gang zu bringen, und wendete tausend Listen, tausend Betrügereien mit so gutem Erfolge gegen sie an, daß er fast der unumschränkte Herr ihres Vermögens ward.

Wenn die Alte ihre Schwachheiten verborgen gehalten hätte, so würde sie damit nicht aller Welt ein Gespötte und Ärgernis geworden sein. Sie verlangte aber, daß der Ritter ihr immer zur Seite ginge, sie nahm ihn, um eben Aufsehen zu machen, mit sich ins Schauspiel, auf die Spaziergänge. Sie stellte sich, als wenn sie an öffentlichen Orten ihm etwas ins Ohr sagte,

lachte laut auf, wenn er ihr etwas sagte, stützte sich vertraulich auf seinen Arm und trieb mit ihm die seltsamsten Possen aller Art. Einmal mußte sie eine gewaltige Demütigung ausstehen, ein Schalk fragte sie nämlich, ob dieser junge Mensch, den sie so zärtlich zu lieben scheine, ihr Sohn sei.

Es ist schon gesagt worden, daß der Graf von Limbach vergeblich nachgeforscht hatte, den Namen des Klosters zu erfahren, in das seine geliebte Sophie verborgen worden war. Die Kenntnis ihres Aufenthaltsortes an sich allein konnte ihm freilich auch nicht viel helfen, wenn er nicht Hoffnung hatte, ihre Mutter auf andere Gedanken zu bringen. Er hatte die Frau von Kupferberg in verschiedenen Häusern angeredet; sie wollte jedoch weder unmittelbar von ihm selbst, noch mittelbar von denjenigen, welche ein gutes Wort für ihn einzulegen gesonnen waren, irgend etwas von ihm und seinen Absichten hören. Der arme Graf wußte sonach gar nicht, was er anfangen sollte, verwünschte sein unglückliches Schicksal und nahm endlich Postpferde, um auf eines seiner Güter zu fahren und sich in ländlicher Stille seiner Betrübnis zu überlassen. Indem er durch eine Landstadt fuhr, stieg er zufälligerweise vor einem Nonnenkloster ab. Eine glückliche Vorempfindung oder vielmehr die Liebe, die diesmal seine Führerin war, erregte in ihm das Verlangen, in die Kirche zu gehen. Man sang eben die Vesper. Eine gewisse Stimme schien ihm so bekannt zu sein. Zitternd näherte er sich dem Gitter des Chors. Wie groß war seine Bestürzung und Freude: er erblickte unter mehren andern Pensionärinnen seine ewig teure Sophie!

Die Vesper deuchte ihm unendlich lang zu sein. Kaum war sie aus, so flog er nach dem Sprachzimmer und verlangte das Fräulein von Kupferberg zu sprechen. Sie erschien, ohne an das Vergnügen zu denken, das ihrer wartete. Sie schrie laut auf, als sie ihren Geliebten erkannte, und die Überraschung und plötzliche Freude hätten ihr bald eine Ohnmacht zugezogen. Nachdem sie sich einander alles Zärtliche gesagt hatten, was solche Liebende notwendigerweise auf den Herzen haben mußten, eilte Sophie zu der Mutter Angelika, damit auch ihre Freundin sich mit ihr freuen und einen Mann kennen lernen möge, von dem sie ihr so oft gesprochen hatte. Der alten Nonne gefiel der Graf ausnehmend wohl. Sie versprach ihr Möglichstes zu thun, um Frau von Kupferberg zur Einwilligung in die Verbindung ihrer Tochter mit demselben zu stimmen.

Der Graf, der nunmehr das Ziel seiner nächsten Wünsche erreicht hatte, gab natürlich gleich den Plan, auf seine Güter zu reisen, auf. Er blieb in dem Landstädtchen und besuchte täglich seine Sophie. Beide Liebende erwarteten mit Schmerzen die Frucht von Angelikas Bemühungen. Die Nonne schrieb verschiedene Briefe, aber jedesmal ohne den gewünschten Erfolg. Die Frau von Kupferberg beharrte in ihren immer kälter und kürzer werdenden Antworten dabei, daß es ihr leid thäte, ihr in dieser Sache keinen Beweis ihrer Freundschaft geben zu können, da sie ihren unabänderlichen Entschluß einmal gefaßt hätte und um keinen Preis jemals wieder aufgeben könnte. Zwei Monate verflossen, indessen über den Liebeshandel der beiden jungen Leute unabläßig verhandelt ward. Der Graf äußerte seinen Schmerz durch Klagen. Sophie sagte kein Wort und war im Grunde noch übler daran als der Graf Die Mutter Angelika ermahnte beide zur Geduld und stellte ihnen vor, daß sie sich ganz in den Willen des Höchsten ergeben müßten.

Frau von Kupferberg beunruhigte sich wenig über den Kummer ihrer Tochter und über die Leiden des Grafen, so oft auch Angelika Gelegenheit nahm, ihr wegen ihrer Weigerung die bittersten Vorwürfe zu machen. Der Ritter Lenau erfuhr alles, er war ihr Gebieter, ihr Abgott. Jemehr er ihr kostete, je liebenswürdiger erschien er in ihren Augen. Der ehrbare Gegenstand ihrer närrischen Liebe, der Urheber ihrer Verirrungen und Ausschweifungen erwartete nächstens den Zeitpunkt, sie völlig zu Grunde gerichtet zu haben, um sie alsdann zu verlassen und ihre Thorheit zu verlachen. Sein Mißgeschick verriet seinen Plan noch vor der Ausführung. Er ließ im Zimmer seiner alten Geliebten unversehens ein Papier aus der Tasche fallen, als er abends nach Hause ging. Sie nahm es in der Absicht auf, es ihm wiederzugeben. Es war ein Brief von einem Freunde des Ritters. Aus Neugierde wollte sie doch den Inhalt wissen. Sie las folgendes:

„Du meldest mir, mein Bester, daß Du auf alle mögliche Art die arme alte Kupferberg ausziehest und alles anwendest, um sie je eher je lieber aufs trockene zu setzen und Dich dann gänzlich von ihr loszumachen. Ich bitte Dich, thue ja alles, was Du kannst. Man sagt sich schon allerlei ins Ohr, warum Du mit diesem Schattenbilde so lange umgegangen bist. Deine Freunde haben wirklich Mühe, Dich gegen alle Beschuldigungen zu ver-

teidigen. Eigentlich müßtest Du schon längst die Alte an den Bettelstab gebracht und ihr die letzte Feder ausgerupft haben, sonst verdient wenigstens so ein altes Geschöpf einen so jungen, liebenswürdigen Menschen, wie Du bist, nicht."

Frau von Kupferberg knirschte mit den Zähnen und gedachte vor Ingrimm zu sterben. Sie machte dem Ritter die kränkendsten Vorwürfe, zeigte ihm den unglücklichen Brief, zerriß ihn und warf ihm die Stücken ins Gesicht. Der Ritter stand versteinert da, wußte anfänglich nicht, was er sagen sollte, endlich kam er wieder zu sich selbst, sah die Frau von Kupferberg von Kopf bis zu Füßen an, lachte ihr mit der größten Kälte ins Gesicht und ging.

Die bedauernswerte alte Dame hatte sich noch nicht völlig von ihrem Zorn wieder erholt, als sie einen Brief bekam, der ihr Gelegenheit genug zum Nachdenken verschaffte. Er war von der Klosterfrau Angelika. Die gute Nonne, die sich der Sache ihrer Kinder, so pflegte sie sie zu nennen, von Herzen annahm, war nicht wenig betreten, beinahe alle Hoffnung aufgeben zu müssen, Sophiens Mutter auf günstigere Gedanken zu bringen. Noch ein Mittel wollte sie versuchen, da die vorigen fehlgeschlagen waren. Dies ist in der Kürze der Inhalt ihres wichtigen Schreibens:

„Sie verhehlen die Hälfte Ihres Alters, ich weiß nicht eigentlich warum; allein Sie müssen doch Gründe dazu haben. Ich kenne Sie von Ihrer Kindheit an, es hängt bloß von mir ab, deutlich zu beweisen, daß Sie schon lange über den Frühling Ihrer Jahre hinaus sind. Ich melde Ihnen also hiermit, daß, wenn Sie nicht je eher je lieber in die Heirat Ihrer Tochter mit dem Grafen von Limbach willigen, ich überall öffentlich bekannt machen werde, daß Sie älter als sechzig Jahre sind. Sie sind 1724 geboren, haben sich 1756 verheiratet, und jetzt schreiben wir 1790; die Berechnung ihres Alters hält darnach nicht schwer. Ich bin leicht im stande, Beweise meiner Behauptungen beizubringen. Glauben Sie mir, es liegen zu dem Ende schon Briefe an diejenigen meiner Freundinnen in Bereitschaft, die die ärgsten Schwätzerinnen sind. Wenn ich binnen drei Tagen keine befriedigende Antwort habe, so weiß in der nächstfolgenden Woche ganz Wien vielleicht besser als Sie selbst, wie alt Sie sind. Stellen Sie sich vor, welcher Schimpf dies für Sie sein würde!

Die Klosterfrau Angelika."

Sobald die Alte diesen Brief gelesen hatte, war ihr Entschluß auf der Stelle gefaßt. Sie ließ anspannen und fuhr nach dem Landstädtchen, in dem das Kloster lag. „Ich willige in Ihr Verlangen", rief sie der Mutter Angelika zu, als sie dieselbe sah. „Ihr Rat scheint mir so annehmbar zu sein, daß ich die Absicht hege, meinethalb noch heute meine Tochter mit dem Grafen zu vereinigen." Der Graf trat jetzt ins Zimmer, und Angelika kündigte ihm zu ihrer größten Freude sein Glück an. Er fiel seiner Schwiegermutter zu Füßen und sagte ihr tausend Dank für den kostbaren Schatz, den sie ihm anvertrauen wollte. Sophie verließ das Kloster, die Hochzeit ward vollzogen, und das liebende Paar schwamm in Seligkeit. Frau von Kupferberg unterstand sich nicht, ihre alte Freundin zu bitten, verschwiegen zu sein. Die Klosterfrau merkte, was in ihrem Herzen vorging, und gab ihr beim Abschiede die Versicherung, daß sie sich noch immer in der Welt für eine Frau von dreißig Jahren ausgeben könne, ohne befürchten zu dürfen, ihr Geheimnis verraten zu sehen.

Inhalt.

Druckerei des Bibliographischen Instituts, Carl Meyer. — Leipzig.

Bülow, Eduard <<von>>,

Aus Bülows Novellenbuch

Bd.: 6

ca. 1887